



IBZ – Verbund

Am 10.09.2010 haben sich die führenden Internationalen Begegnungszentren der Wissenschaft sowie hochschulnahe Gästehäuser in Deutschland auf ihrem Jahrestreffen in Potsdam zu einem Verbund zusammengeschlossen.

Ziel ist es, das in den 1950er Jahren gegründete Erfolgsprojekt der Internationalen Gästehäuser und IBZ auch in Zeiten klammer öffentlicher Haushalte langfristig zu sichern und die einzigartige Marke IBZ zu stärken. Um in Zukunft geschlossen aufzutreten, die Außenwirkung zu stärken und das Angebot für ausländische Wissenschaftler transparent zu machen, wollen die IBZ und Gästehäuser ihr Profil im Verbund stärken und deutlicher auf ihr einmaliges Angebot aufmerksam machen.

Mit Gründung des Verbundes ist die gemeinsame Site www.ibz-deutschland.de live geschaltet worden. Dort können sich Wissenschaftler aus aller Welt über die Einrichtungen und deren Immobilienangebot informieren.

Initiiert wurde die Gründung eines Verbundes auf einem Treffen der verschiedenen IBZ und Gästehäuser im Dezember 2009 in München. Immer wieder hatte man in Gesprächen festgestellt, wie viele Probleme und Fragestellungen nicht nur einzelne IBZ, sondern eine Vielzahl

beschäftigte. Und so kam die Idee auf, sich auch in Zukunft weiter auszutauschen und das gegenseitige Know-How zu nützen.

Dies führte im Rahmen der Verbunds-Gründung zur Einrichtung diverser Arbeitsgruppen unter den Themen: „Service, Betreuung der Gäste, Programmgestaltung, Veranstaltungsmanagement“ und „Einkauf, Warenmanagement, Kostenkontrolle“.

Für die gemeinsamen Aufgaben wurde auch mit Münchener Unterstützung ein Statut erarbeitet, das auf der Homepage einsehbar ist.



Vetreter der verschiedenen IBZ
Deutschlands

Zu den Mitgliedern des Verbundes zählen derzeit neben München die Häuser in Aachen, Berlin, Frankfurt a.M., Göttingen, Greifswald, Kiel, Leipzig, Mainz, Potsdam, Weimar und Wuppertal.

Siglinde Kosina
Geschäftsführerin IBZ München e.V.

Berichte aus dem
Internationalen
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.
– Eine Auswahl
der Veranstaltungen

Berichte

2010

IBZ Internationales
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.

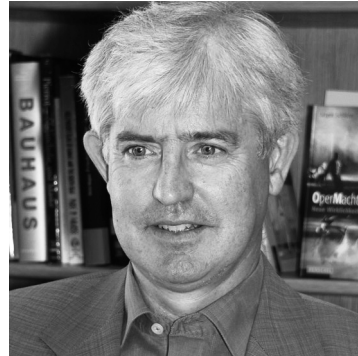
Inhalt

-
- 4 Vorwort
 - 6 Drei Professoren der Nachrichtentechnik im Dritten Reich
Joachim Hagenauer
 - 8 Value for Money in der Entwicklungshilfe
Markus A. Palenberg
 - 12 Ein naturwissenschaftlicher Schatz
Christa Habrich
 - 14 Diskussionsveranstaltungen der Münchner Alumni der Studienstiftung des Deutschen Volkes e.V.
Jens van Scherpenberg
 - 16 Para/Textuelle Verhandlungen zwischen Dichtung und Philosophie in der Frühen Neuzeit
Patrizia Marzillo
 - 18 Wissenschaftliche Weiterbildung zwischen Theorie und Praxis
Bianca Michaels und Marlies Kink
 - 20 Verantwortung lernen, Verantwortung lehren? Wie weit geht der Auftrag der Hochschulen?
Barbara Egerer und Angela Poech
 - 24 Jerusalem und Athen. Zum Verhältnis von Offenbarung und Vernunft im politischen Denken von Leo Strauss und Eric Voegelin
Christian Schwaabe
 - 26 Kosovo – Zwei Jahre nach der Unabhängigkeit
Johanna Deimel
 - 30 Madagaskar – Endlose Artenvielfalt oder Artenvielfalt vor dem Ende?
Frank Glaw
 - 32 Ende oder Wandel der klassischen Diplomatie? Die Entwicklung des Europäischen Dienstes (EAD) nach dem Vertrag von Lissabon
Claas Knoop
 - 34 Die Neurobiologie des Fußballs
Georg W. Kreutzberg
 - 40 Einstein und die Deutschen
Armin Hermann
 - 42 Hidden Factors in the Formation of the Orchestra Unveiled
Calvin M. Bower
 - 48 Miklós-Radnóti-Gedenkabend
Mária Kelemen

Kurz zusammengefasst...

- 50** Many Candidates, but WHO was the Real Shakespeare?
 - 51** Symbolism and Ritual in the British Parliament
 - 52** Der Einfluss von "Private Military Companies" auf die Sicherheitspolitik am Beispiel Afrikas
 - 53** "Abwechselnd an Tätigkeit, Genuß und Gewinn": 1810 – ein bedeutendes Jahr in Goethes Leben
 - 54** Creative Cities: Culture, Space and Sustainability
 - 55** Die Geschichte Südosteuropas neu denken
 - 55** Script and Sound
 - 56** Forgetting Faith? Negotiating Confessional Conflict in Early Modern Europe
 - 57** Homo Oeconomicus: Geld oder Moral?
 - 58** MentalTOP – Positives Lebensmanagement
 - 58** Bojko Borisovs Bulgarien?
 - 59** Social Security of Internationally Mobile Researchers
 - 60** Impressum
-

Vorwort



Prof. Dr. Christopher Balme

Zu den Kernaufgaben des IBZ gehört die Förderung des wissenschaftlichen Austausches. Der Seminarraum steht unseren Vereins-Mitgliedern zur Verfügung, damit sie wissenschaftliche Veranstaltungen in einem angemessenen und angenehmen Rahmen durchführen können. Der Inhalt des vorliegenden Heftes macht deutlich, dass das IBZ dieser Aufgabe in vollem Umfang nachkommt. Das Heft dokumentiert eine große Bandbreite an Veranstaltungen, die nicht nur die Vielfalt der Geistes-, Sozial-, und Naturwissenschaften zeigen, sondern auch, dass internationaler Austausch gepflegt wird. Insgesamt sind hier ca. ein Dutzend Disziplinen vertreten und die verschiedenen Vorträge und Symposien veranschaulichen, dass auch unterschiedliche Formen des wissenschaftlichen Austausches stattfinden. Damit werden auch

andere Kreise erreicht, so dass das IBZ selbst als Begegnungsort nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für eine breitere Öffentlichkeit von Interesse ist. Das Jahr 2010 zeichnete sich vor allem durch die starke Einbindung der Naturwissenschaften aus. Mein Vorstandskollege, Professor Dr. Hagenauer, hielt einen wissenschaftsgeschichtlichen Vortrag über das unterschiedliche Verhalten von drei Professoren der Nachrichtentechnik im Dritten Reich. Ein weiterer Vortrag von Dr. Frank Glaw über die Artenvielfalt Madagaskars und die dort bestehenden Probleme sollte unser Aller Aufmerksamkeit wecken. In einem Beitrag von Professor Kreuzberg wurde die Neurobiologie des Fußballs thematisiert.

Insgesamt haben sich die IBZ-Vorträge zu einer wichtigen und anregenden wissenschaftlichen Reihe entwickelt, die vor allem Themen außerhalb des engen wissenschaftlichen Rahmens aufgreifen und für ein nicht Fachpublikum präsentieren. Ein weiterer Schwerpunkt sind politische Themen im weitesten Sinne. Dazu gehören Beiträge über die Unabhängigkeit des Kosovo, den Wandel der klassischen Diplomatie sowie über Fragen der politischen Theorie und Ethik. Ich habe hier nur einige Themen und Titel erwähnt; das Heft enthält vielmehr. Ich lade Sie dazu ein, die Berichte zu lesen und ich bin sicher, dass sich die Lektüre lohnen wird.

Zum Kernprogramm des IBZ gehört natürlich das hervorragende Konzertprogramm, das sich nach wie vor großer Beliebtheit erfreut.

An dieser Stelle möchte ich nicht nur den Referenten und den Organisatoren der einzelnen Veranstaltungen, sondern auch dem Team hier im IBZ danken. Besonders danken möchte ich den Mitgliedern des Programmkomitees und Frau Sabine Mennella, die das vorliegende Heft redaktionell betreut hat.



Mai 2011

Prof. Dr. Christopher Balme
Erster Vorsitzender

Drei Professoren der Nachrichtentechnik im Dritten Reich

In dem Vortrag wurde das Verhalten dreier Professoren der Nachrichtentechnik im Dritten Reich beschrieben: Karl Küpfmüller, Hans Piloty und Hans Ferdinand Mayer. Diese vergleichend betrachteten Wissenschaftler und Ingenieure gehörten derselben Generation an. Sie haben sich gut gekannt, berufsmäßig zusammengearbeitet und teilweise gemeinsam publiziert. Alle begannen zwischen den beiden Weltkriegen ihre beruflichen Karrieren, setzten diese nach dem 2. Weltkrieg erfolgreich fort und beendeten sie mit großen Ehren. Alle drei Wissenschaftler kamen aus konservativem Milieu, waren freiwillige Teilnehmer am 1. Weltkrieg und wurden geprägt durch die schwere Zeit nach dem Versailler Vertrag. Sie verhielten sich dem Naziregime gegenüber ganz unterschiedlich: Einer wurde nicht nur NS-Parteimitglied, sondern auch hoher SS-Führer; der Zweite verweigerte sich in passiver Weise dem Regime, der Dritte wurde aktiver Widerstandskämpfer, ins KZ eingeliefert und entkam knapp dem Tod. Das Ganze ist ein Lehrstück des Verhaltens der wissenschaftlich – technischen Elite unter den Bedingungen einer Diktatur.

Karl Küpfmüller, geboren 1897, studierte am Technikum Nürnberg als Elektroingenieur, unterbrochen durch die Teilnahme am 1. Weltkrieg 1916-1918. Obwohl Küpfmüller weder Hochschulstudium noch Promotion aufweisen

konnte, führten seine Arbeiten im Zentral-Laboratorium der Siemens & Halske AG in Berlin 1928 zu einem Ruf auf den Lehrstuhl für Elektrotechnik, Messtechnik und Nachrichtentechnik an der TH Danzig. 1935 folgte zwar eine Berufung an die TH Berlin auf den Lehrstuhl für Allgemeine und Theoretische Elektrotechnik, doch schon 1937 wechselte er nicht nur als Direktor zu Siemens & Halske, sondern trat auch in die Allgemeine SS und in die NSDAP ein. Über seine Firma war er in der Rüstung tätig, zuletzt als Leiter des „Wissen-



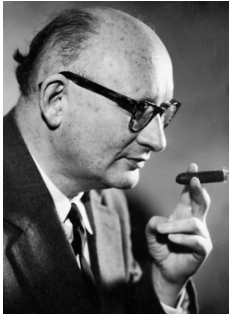
Karl Küpfmüller

schaftlichen Führungsstabes der Kriegsmarine“. Als hochrangiges SS-Mitglied kam er 1946 ins Internierungslager Hammelburg, wurde jedoch nur als Mitläufer eingestuft. Nach seiner Entlassung nahm er 1948 den Posten eines Entwicklungsleiters und Vorstandsmitgliedes bei SEL an, wechselte dann aber 1951 bis zu seiner Emeritierung als Professor für Nachrichtentechnik an die TH Darmstadt.

Auch nach seinem Tod 1977 wurde seine NS-Vergangenheit kaum erwähnt, weil wenig bekannt, doch seine wissenschaftliche Bedeutung wirkt bis heute – auch in Büchern – nach.

Hans Piloty, Enkel des Historienmalers Karl von Piloty, stammte aus einer großbürgerlichen Münchner Familie. Er begann 1913 das Studium der Elektrotechnik an der TH München, meldete sich aber 1914 als Freiwilliger und nahm nach 1918 im Freikorps Epp an den Kämpfen um München teil. 1931 erhielt er einen Ruf auf den Lehrstuhl für Elektrische Messtechnik der TH München. Seine passive Widerstands-

schäftlichen Führungsstabes der Kriegsmarine“. Als hochrangiges SS-Mitglied kam er 1946 ins Internierungslager Hammelburg, wurde jedoch nur als Mitläufer eingestuft. Nach seiner Entlassung nahm er 1948 den Posten eines Entwicklungsleiters und



Hans Piloty

haltung gegenüber dem Nazi-Regime war für ihn nicht ungefährlich. Seine Aufnahme in die Bayerische Akademie der Wissenschaften, vom Münchner Physiker Sommerfeld vorgeschlagen, wurde verhindert und von NS-Seite begründet: „Seine Tätigkeit als Hochschullehrer ist vom politischen Standpunkt aus eine Belastung für die Hochschule“. Nach Zerbombung seines Institutes zog er sich bis Kriegsende an den Starnberger See zurück. Politisch unbelastet, wurde Piloty nach dem Krieg mehrfach zum Rektor der TH München gewählt, ging 1962 in den Ruhestand und starb 7 Jahre später.

Hans Ferdinand Mayer, geboren 1895, stammte wie Küpfmüller aus relativ einfachen Verhältnissen. Nach dem Besuch der Oberrealschule wurde er als Kriegsfreiwilliger im Oktober 1914 verwundet und konnte die Schule im Dezember 1914 mit dem Abitur abschließen. Im Sommersemester 1915 begann sein Studium in Karlsruhe und Heidelberg bei Nobelpreisträger Lenard. 1922 wechselte Mayer nach seiner Promotion zu Siemens in Berlin und begann seinen Weg in die Hochfrequenz- und Nachrichtentechnik. Trotz Zusammenarbeit mit Küpfmüller war Mayer mehr international ausgerichtet.

Die „Reichskristallnacht“ 1938 erlebte Mayer in den USA, auch die negativen Reaktionen der Presse und amerikanischer Kollegen. Im Oktober 1939 reiste er im Auftrag von Siemens nach Oslo. Seine Briefe an die Britische Botschaft, die viele Details über die deutsche militärische Funkforschung und auch die erste Erwähnung der Raketenbasis Peenemünde enthielten, wurden später als „Oslo-Report“ bekannt.

Mayer wäre bei bekannt werden dieses Verrates sicher zum Tode verurteilt worden. Wegen regimekritischer Äußerungen kam er 1943 ins KZ Dachau, wo man SS-Häftlinge an Funkgeräten arbeiten ließ. Mayer wurde hier wie auch später in den KZs Groß-Rosen und Mauthausen zum Leiter dieser Häftlings-Gruppe und über-



Hans Ferdinand Mayer

lebte nur knapp. Nach einem kurzen Aufenthalt bei Siemens ging er als Professor an die Cornell University/USA, bis Siemens ihn als Entwicklungsleiter zurückrief. In München baute er die nachrichtentechnische Forschung auf und ging 1962 als Vorstands-Mitglied in

den Ruhestand. Er starb 1980, ohne als Verfasser des „Oslo-Reports“ identifiziert zu werden. Dies geschah erst später u.a. durch das Buch eines englischen Geheimdienst-Offiziers.

Referent:

**Prof. i.R. Dr. Ing. Dr. Ing.
E.h. Joachim Hagenauer**
Lehrstuhl für Nachrichtentechnik
der TUM
Vorstand des IBZ München e.V.

„Value for Money“ in der Entwicklungshilfe

In den letzten Jahrzehnten wurde viel über die Wirksamkeit der Entwicklungshilfe diskutiert und geschrieben. Optimisten wie Pessimisten streiten sich, ob Gesamteffekte der Entwicklungshilfe positiv, vernachlässigbar oder sogar negativ sind. Offensichtlich ist es nicht einfach, Entwicklungswirkungen zuverlässig nachzuweisen; Planer und Evaluatoren von Entwicklungsprojekten können den hohen Ansprüchen von Regierungen und multilateralen Organisationen oft nicht genügen.

Größenordnungen der Entwicklungshilfe.

2008 betrug die Official Development Assistance (ODA) der 24 OECD Geberstaaten des Development Assistance Committees (DAC) insgesamt 122 Milliarden US Dollar (USD); 14 Milliarden davon kamen aus Deutschland. Große Zahlen, die vielleicht besser in Bezug zu anderen Größen einzuordnen sind. Pro Einwohner in den 24 Geberstaaten betrug die ODA 130 USD (170 USD für den deutschen Beitrag) oder 0,30% (0,38%) des Bruttonationaleinkommens. Der deutsche Beitrag stellte ca. 4% des Bundeshaushaltes für 2008 dar.

Diese Zahlen beschreiben nicht die gesamte Entwicklungshilfe. Andere Länder und private Stiftungen stellen zusätzliche Beträge bereit. Zudem ist die Sortierung von Beiträgen in die hier beschriebene ODA und andere, hier nicht aufgeführte Hilfe, zum Teil recht technisch:

nicht als ODA gewertete Beiträge haben durchaus auch entwicklungspolitisches Potential. Empfängerseite. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die empfangenen ODA Leistungen einer exemplarischen Auswahl von Entwicklungsländern.

	Official Development Assistance (ODA) gemessen in...		
Erhalten von (Beispiele)	Mrd. USD	USD pro Einwohner	Anteil des BNE
Marokko	0,61	19	1%
Mongolei	1,78	67	4%
Namibia	1,50	70	2%
Tanzania	1,37	32	7%
Yemen	2,07	9	1%

Einzelne Entwicklungsländer empfangen natürlich ebenfalls Entwicklungshilfe von anderen Gebern (außerhalb der OECD DAC Gruppe), und in anderen Formen (zum Beispiel als Rücküberweisungen von Gastarbeitern). Diese und andere Formen der Entwicklungshilfe sind in der Tabelle nicht enthalten.

Motivation zur Beschäftigung mit der Effizienz von Entwicklungshilfe.

Ein wichtiges Kriterium bei der Planung und Bewertung von Projekten, Programmen und anderen Interventionen der Entwicklungshilfe ist die Effizienz.

Auf der einen Seite bestehen hohe Anforderungen an die Effizienzanalyse, die jedoch auf der anderen Seite nur selten erfüllt werden.

Verschiedene nationale Haushaltsordnungen schreiben Effizienzanalysen bindend vor. Zum Beispiel verordnet die deutsche Bundeshaushaltsordnung eine Hierarchie von Effizienzanalysen für alle Maßnahmen, die den Bundeshaushalt betreffen. Verschiedene amerikanische „White House Executive Orders“ schreiben sozialökonomische Kosten-Nutzen-Analysen für regulative Maßnahmen vor.

Der Hintergrund für diese Vorschriften ist der rationale Grundgedanke, knappe Ressourcen (zum Beispiel Haushaltsmittel) in einer möglichst effizienten Art und Weise zu verwenden. Im Falle der Entwicklungshilfe bedeutet dies eine möglichst große Entwicklungswirkung pro eingesetzter Ressource.

Diesem Grundgedanken folgend, ist die Analyse der Effizienz in der Regel ein bindendes Evaluationskriterium in der deutschen und internationalen Entwicklungspolitik.

Verschiedene Untersuchungen werfen jedoch ein sehr ernüchterndes Bild auf die Umsetzung dieser Vorgaben. Die Analyse der Effizienz ist das am stiefmütterlichsten behandelte Bewertungskriterium. Effizienzanalysen werden mit geringerer Häufigkeit und geringerer Qualität als Analysen der anderen Standardkriterien Relevanz, Effektivität, übergeordnete Wirkungen

und Nachhaltigkeit (OECD DAC, 2010) durchgeführt (Palenberg, 2011). In verschiedenen Analysen von Evaluationsberichten wurde Effizienz oftmals in weniger als 20% der Fälle mit guter oder ausreichender Qualität untersucht und ansonsten gar nicht oder mit unzureichender Qualität behandelt.

Ausgehend von diesen Beobachtungen zum Auseinanderklaffen von Erwartungen und Realität im Bereich von Effizienzanalysen in der Entwicklungshilfe wurde 2009 und 2010 eine vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) geförderte Studie zu Methoden der Effizienzmessung durchgeführt.

Eine Studie zu Methoden der Effizienzmessung.

Im Folgenden wird ein Überblick über die wesentlichen Ergebnisse dieser Studie gegeben.

Theoretische Grundlagen:

■ Verschiedene Effizienzkonzepte: Mit Transformationseffizienz wird der Wirkungsgrad einer Umwandlung beschrieben, zum Beispiel von Geld in Trainingsstunden oder, allgemeiner, von Kosten in Nutzen. Transformationseffizienz wird oft durch quantitative Verhältnisse beschrieben: durch Kosten pro Kilometer gebaute Straße, Zeitaufwand pro umgesetztem Projekt, oder, allgemeiner, durch Kosten pro erzieltm Nutzen.

Im Gegensatz dazu wird Effizienz ebenfalls durch die Optimierung von Nettogrößen beschrieben, zum Beispiel durch den Nettonutzen. Wir bezeichnen dieses Effizienzkonzept als Optimierungseffizienz.

■ **Ziel von Effizienzanalysen:** Hier wird zwischen Level-2-Analysen, die die Entwicklungseffizienz ganzer Interventionen miteinander vergleichen und zum Beispiel zur Projektauswahl heranzuziehen sind und Level-1-Analysen, die sich auf die Identifizierung von Verbesserungspotentialen in Einzelinterventionen beziehen, unterschieden. Rein beschreibende Bewertungen, die weder einen systematischen Vergleich noch eine empirisch basierte Identifizierung von Verbesserungspotentialen beinhalten, bezeichnen wir auch als Level-0-Analysen.

■ **Analyseperspektiven:** Analysen der Effizienz (und anderer Kriterien) hängen von der Analy-

seperspektive ab. Analyseergebnisse variieren, je nachdem, ob die Perspektive einer bestimmten Einzelperson, Gruppe oder Gesellschaft eingenommen wird.

■ **Erweiterter Kosten- und Nutzenbegriff:** Die Wohlfahrtsökonomie arbeitet mit gegenüber den finanziellen Vergleichsgrößen der Investitionsrechnung deutlich erweiterten Kosten- und Nutzenbegriffen, die auch nicht-finanzielle und nicht-anfassbare Größen beinhalten.

■ **Kausale Zuordnung von Ursache und Wirkung:** Für alle Bewertungen von Entwicklungsinterventionen ist die Identifikation kausal abhängiger Kosten und Nutzen notwendig.

Methodenübersicht:

Insgesamt wurden in der Studie 15 verschiedene Methoden identifiziert, die in der folgenden Übersichtstabelle (in englischer Sprache) zusammengefasst sind:

Degree to which method is known	Level 2 methods	Level 1 methods	Descriptive methods
Well-known methods	Cost-Benefit Analysis (CBA)	Benchmarking of unit costs	Expert judgement
Somewhat less well-known methods	Cost-Effectiveness Analysis (CEA)	Follow the Money Financial analysis Stakeholder-driven approaches Benchmarking of partial efficiency indicators other than unit costs	
Methods unknown to a substantial portion of evaluation experts	Multi-Attribute Decision-Making (MADM): • Intuitive scoring models • Scientific decision analysis Effects Method Cost-Utility Analysis (CUA)	Comparative ratings by stakeholders: • Comparative rating of effectiveness and cost analysis • Comparative rating of efficiency	Specific evaluation questions on efficiency

Schlussfolgerungen: Insgesamt können – in Bezug auf die beobachtete Lücke zwischen Erwartungen und Realität bei Effizienzanalysen – aus den Studienergebnissen vier grundsätzliche Schlussfolgerungen gezogen werden:

■ Das bestehende Methodenpotential ist nicht ausgeschöpft. Verschiedene nützliche und flexibel einsetzbare Methoden sind derzeit selbst in der Fachwelt weitgehend unbekannt.

■ Verschiedene Ansätze zu vielversprechenden neuen Methoden existieren, müssen jedoch weiterentwickelt und validiert werden.

■ Erwartungshaltungen an Effizienzanalysen müssen an die Realität angepasst werden. Level-2-Analysen sind mit mehr Aufwand verbunden als Level-1-Analysen und in der Regel nur für Projekte und einfache Programme anwendbar.

■ Effizienzanalysen sollten nicht als Selbstzweck durchgeführt werden. Wenn der zu erwartende Mehrwert, also der Erkenntnisgewinn und dadurch ausgelöste positive Einfluss auf zukünftige Interventionen, den Aufwand nicht rechtfertigt, ist die Analyse selbst „ineffizient“ und sollte in anderer Form oder gar nicht durchgeführt werden.

Referent:

Dr. Markus A. Palenberg,
Institute for Development
Strategy

Ein naturwissenschaftlicher Schatz

Am 9. November 2010 fand eine Begegnung der besonderen Art statt, in deren Mittelpunkt eine naturwissenschaftliche Rarität stand: Ein Herbarium. Vor einem großen Auditorium wurde es erstmals öffentlich in restauriertem Zustand vorgestellt und kommentiert. Die Sammlung von 947 gepressten Pflanzen in Buchform, die, im Botanischen Garten der Universität Padua im Jahr 1653 angelegt, heute im Besitz des Pharmaziemuseums in Brixen ist, konnte durch eine großzügige Spende der „Freunde Südtiroler Museen und Sammlungen“ restauriert und damit vor weiterem Zerfall bewahrt werden. Die Vorsitzende des Vereins, Frau Monika Stoermer, bekundete bei ihrer Begrüßung der Gäste ihre Freude über das Ergebnis der Aktion, und die glücklichen Besitzer des Herbars, Drs. Elisabeth und Oswald Peer, drückten ihren Dank und die Begeisterung für die geleistete Arbeit aller Beteiligten aus. Nun sei es endlich möglich, das wertvolle Objekt im Museum zu präsentieren, ohne dessen Erhaltungszustand zu gefährden. Wie diese Voraussetzung geschaffen wurde, erläuterte die Restauratorin Michaela Schellin, die unter äußerster Schonung des Einbandes und mittels konservatorischer Behandlung der Pflanzen-Seiten einen stabilen Zustand des Buches erreichen konnte. Allerdings bedeutet dies nicht, dass das Herbarium aus dem 17. Jahrhundert zukünftig zum sorglosen Umblättern freigegeben werde.

Deshalb wurde entschieden, das gesamte Werk zu photographieren und in digitalisierter Form zugänglich zu machen. Diese Arbeit hat der Fotograf Jan Scheutzow geleistet, der dem interessierten Publikum das „Blättern“ der Seiten am Bildschirm ermöglichte.

Dass sich dieser große Aufwand wirklich gelohnt hat, betonte Frau Prof. Dr. Habrich in ihrem Vortrag „Herbarien in Buchform“: Die Vertreter der wissenschaftlichen Botanik, die ihren Anfang in der Renaissance mit Autoren wie Leonhart Fuchs (1501-1566) nahm, waren bestrebt, auf Exkursionen gesammelte Pflanzen so zu konservieren, dass sie jederzeit zu Vergleichszwecken und zum Unterricht für Mediziner und Pharmazeuten zur Verfügung standen. So wurde der Typus des „Herbarium vivum“ geschaffen, in dem reale Pflanzen anstelle von Abbildungen als wissenschaftliches Lehrmittel dienten. Das Pflanzengut stammte aus Wildsammlungen und Gärten, in unserem Fall aus dem Hortus der Medizinischen Fakultät der Universität Padua, der als Vorbild in ganz Europa galt. Die Gärtner verdienten sich dort ein Zubrot, indem sie für Medizinstudenten Herbarien anlegten. Es ist eine Sensation, dass bei dem vorgestellten Herbar der Gärtner und der Auftraggeber zu ermitteln waren. Giulio Rizzi „giardiniere ordinario dall’Horto Medico“ hat es 1653 für Johann Baptist Angermann aus Innsbruck angefertigt. Von diesem stammen

Das Herbarium von 1653



wohl die lateinischen Beschriftungen der 947 eingeklebten Pflanzen. Auch die deutschen Namen und die Kommentare, welche Teile der Pflanzen arzneilich Verwendung finden, gehen auf Angermann zurück. Über den nächsten Besitzer, Johann Georg Francke, dessen Exlibris mit Wappen und Devise, „a Deo Victoria“, sich im Herbarium befindet, ist bisher noch nichts bekannt. Es besteht daher Forschungsbedarf sowohl über den Weg, den das seltene Stück bis zum Ankauf durch Ignaz Peer d.Ä., genommen hat, als auch für die exakte Bestimmung der Pflanzen. Denn diese sind noch rund 100 Jahre vor Linné und dessen Systematik und Nomenklatur benannt worden. Sie erfordern die Aktualisierung der modernen Bezeichnung - keine leichte Aufgabe. So gewinnt das restaurierte Herbarium neben seiner Schönheit und Seltenheit einen besonderen Stellenwert als wissenschaftsgeschichtliche Quelle.

Referentin:

Prof. Dr. Christa Habrich
Pharmaziemuseum Brixen
Veranstalter: IBZ München e.V.
in Kooperation mit dem Verein
„Freunde Südtiroler Museen
Brixen und Sammlungen“

Diskussionsveranstaltungen der Münchner Alumni der Studienstiftung des Deutschen Volkes e.V.



Dr. Thomas Goppel

Auch 2010 setzten die Münchner Alumni der Studienstiftung ihre Veranstaltungsreihe „Vis-à-Vis“ im IBZ fort. Am 12. Januar 2010 sprach der ehemalige bayerische Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Dr. Thomas Goppel MdL, zum Thema „**Der Bologna-Prozess – eine europäische Chance?**“ Moderiert wurde die Veranstaltung durch Albrecht Berger, Inhaber des Lehrstuhls für Byzantinistik, Byzantinische Kunstgeschichte und Neogräzistik an der LMU und seit 2007 federführender Vertrauensdozent der Studienstiftung in München.

Goppel, unter dessen Verantwortung der von der EU angestoßene „Bologna-Prozess“ mit einheitlichen europaweit vergleichbaren Hochschulabschlüssen mit einer Novelle des Bayerischen Hochschulgesetzes im Jahr 2007 geltendes Recht wurde, zeigte sich in der Diskussion mit den überwiegend jüngeren Teilnehmern durchaus kritisch gegenüber der Art und Weise, wie „Bologna“ in Deutschland umgesetzt wurde. Er verwies allerdings auch auf die Verantwortung der Universitäten bei der konkreten Gestaltung, insbesondere der kontroversen Bachelor-Studiengänge. Hierzu brachte Prof. Berger seinerseits mit kritischen Anmerkungen zu den politischen Entscheidungen den Standpunkt der Universitäten, und hier vor allem der kleineren geisteswissenschaftlichen Fächer ein.

In der sehr lebhaften Diskussion, die sich an Dr. Goppls Einföhrungs-Statement anschloss, wurden wesentliche Einwände aus der Sicht von Studenten, aber auch von jungen Wissenschaftlern mit Erfahrungen von ausländischen, insbesondere amerikanischen Universitäten vorgebracht. Sie fanden bei Dr. Goppel ein offenes Ohr und er versprach, diese wie auch die kritischen Anmerkungen von Prof. Berger über seine Kontakte als Landtagsabgeordneter zum bayerischen Wissenschaftsministerium in den politischen Prozess einzubringen.

Die sechste Veranstaltung in der Vis-à-Vis-Reihe im IBZ am 15. Juni 2010 widmete sich dem Thema „**Einwanderung, Multikulturalisierung und Islam. Perspektiven des Integrationslandes Deutschland**“.

Zu diesem hochaktuellen Thema sprachen Frau Lamy Kaddor und Herr Kamuran Sezer. Frau Kaddor, von 2004 bis 2008 als Islamwissenschaftlerin an der Universität Münster tätig, zuletzt als Lehrstuhlvertreterin der neuen Professur für Islamische Religionspädagogik, hat sich einen Namen als Vertreterin eines modernen Islam gemacht, nicht zuletzt durch ihre Auftritte als erste und seitdem regelmäßige Sprecherin in der ZDF-Sendung „Forum am Freitag“, sowie durch ihr 2010 bei C. H. Beck erschienenes Buch „**Muslimisch, weiblich, deutsch. Mein Weg zu einem zeitgemäßen Islam**“.



Lamy Kaddor

Sie betonte in der Veranstaltung u.a. einige Fehlerperceptionen in der deutschen öffentlichen Diskussion zum Thema „Islam“. So war etwa in einer Studie des von Prof. Christian Pfeiffer (er sprach in einer Vis-à-Vis-Veranstaltung im IBZ im Januar 2009) von der erhöhten Gewaltbereitschaft junger islamischer Jugendlicher die Rede. Frau Kaddor wies darauf hin, dass „islamisch“ für die allermeisten betreffenden Jugendlichen lediglich als soziales Identifikationsmerkmal dient, hingegen nichts mit einer religiösen Bindung zu tun habe, geschweige denn mit tieferer Kenntnis des Islam als Religion.

Herr Kamuran Sezer, als Kind türkischer Gastarbeiter mit 3 Jahren nach Deutschland gekommen, schloss als einziger Akademiker seiner Familie 2005 sein Studium als Diplom-Sozialwissenschaftler ab. 2006 gründete er „futureorg – Institut für angewandte Zukunfts- und Organisationsforschung“, mit dem er vor allem durch die viel diskutierte „Sozialstudie über die türkischen Akademiker und Studierenden in Deutschland“ bekannt wurde, die zeigt, dass unter deutsch-türkischen Hochqualifizierten der Wunsch nach Abwanderung in die Türkei existiert. Dieses Untersuchungsergebnis, das seitdem verstärkt öffentliche Aufmerksamkeit erlangt hat, erläuterte er in seiner Einführung. Die lebhafteste Diskussion wurde moderiert durch Frau Dr. Elif Cindik,

Ärztin für Psychiatrie und Psychotherapie in München, die u.a. Referentin der Bayerischen Ärztekammer ist und im Integrationsrat Bayern mitwirkt. In der Diskussion spielten vor allem auch die Thesen von Thilo Sarrazin, die zu seinem Rücktritt aus dem Direktorium der Bundesbank geführt hatten (und von ihm zwei Monate nach dieser Veranstaltung als Buch publiziert wurden), eine große Rolle. Die Referenten zeigten überzeugend, wie abwegig, methodisch fragwürdig und sachlich un fundiert Sarrazins Thesen sind, wie sie also im Interesse einer Versachlichung der Migrations-Diskussion zurückzuweisen sind.

Zusammenfassung:

Dr. Jens van Scherpenberg
Geschwister-Scholl-Institut für
Politische Wissenschaft
Lehrstuhl für Internationale Politik
Ludwig-Maximilians-Universität
München

Para/Textuelle Verhandlungen zwischen Dichtung und Philosophie in der Frühen Neuzeit

Vor dem Hintergrund der Ausrichtung der aktuellen Forschungsphase des Sonderforschungsbereichs (SFB) 573 auf die Austragung oder aber Stillstellung von Konflikten konzentrierte sich die Tagung auf die „Verhandlungen zwischen Dichtung und Philosophie“, wie sie sich in verschiedenen Texten der Frühen Neuzeit niederschlagen. Das heikle Verhältnis zwischen Dichtung und Philosophie beschäftigte die Frühe Neuzeit auf besondere Art und Weise. Im Cinquecento wurden die diesbezüglichen gattungspoetischen Kontroversen der Antike, beispielweise um den schwierigen Fall des Lehrgedichts, neu aufgegriffen. Die sich hier entwickelnden Diskussionen standen im Spannungsverhältnis zwischen der seit Beginn dieses Jahrhunderts gedruckt vorliegenden Aristotelischen Poetik und der bis dahin kanonischen Ars Poetica des Horaz. 1561 wurden postum die Poetices libri septem des Julius Caesar Scaliger gedruckt, die den status quo der querelle zusammenfassten.

Der Schwerpunkt der Tagung lag weiterhin auf einem Phänomen, das die verschiedensten Diskurse betrifft: die Grenzen des Textes, das Verhältnis von Textaußen und Textinnen und die unterschiedlichen Funktionen, die die Textgrenze selbst (respektive der Para/Text) bei Verhandlungen zwischen verschiedenen möglichen Autoritäten innerhalb eines von

Pluralität geprägten Feldes übernehmen kann. Para/Textualität ist nämlich der Austragungsort verschiedenster Antagonismen zwischen poetischen, poetologischen und philosophischen Konzepten, etwa im dichtungstheoretischen Diskurs oder bei der Rezeption, Edition und Verbreitung neuer philosophischer Autoritäten.

Die Tagung umfasste insgesamt 21 Beiträge mit Diskussion, die in drei Sektionen, nämlich „Para/Text“, „Text“ und „Epitext“, gegliedert waren. Die Sektionstitel wurden aus pragmatischen Gründen nach dem Begriffsverständnis von G. Genette formuliert, das als heuristische Folie dienen sollte, ohne zugleich eine allgemein verbindliche programmatische Vorgabe im Sinne eines ausschließlich Genetteschen Verständnisses von Para/Textualität liefern zu wollen. In der Sektion „Para/Text“ folgten eine Reihe von Vortragenden, die anhand eines konkreten Para/Textbeispiels analysierten, inwiefern Formen der philosophischen Poetiken und der poetischen Philosophien im Feld des Para/Textes auf-, gegen-, oder füreinander agieren. In der Sektion „Text“ wurden Texte von der Antike bis zur Frühen Neuzeit analysiert, die einen Blick auf die querelle in den verschiedenen Gegenden Europas boten. Platon und Petrarca rückten öfter in das Zentrum der Betrachtung als die Autoren, die die Verhandlungen zwischen Dichtung und Philosophie thematisierten und auf Grund ihrer Autorität die Frühe Neuzeit stark bei dieser Fragestellung beeinflussten.

Zur Epitextforschung gehörten einige Beiträge, die Nachwirkung eines Textes und daher die Entstehung späterer Epi-Texte (in Form von Marginalien, Kommentaren, etc.) behandelten.

Die Tagung erwies sich auf Grund ihrer übergreifenden Thematik als höchst ergiebig. Durch ihre interdisziplinäre Perspektive und die Mitwirkung exzellenter Wissenschaftler aus der



Petrarca, Francesco (1470): Rime. Venedig: Vindelinus, 73v und 74r.

ganzen Welt konnte sie die Para/Textuelle Forschung vorantreiben. Ihre Ergebnisse werden in einem Tagungsband, der bald erscheinen wird, detaillierter dargestellt werden.

Zusammenfassung:

Patrizia Marzillo

Abteilung für Griechische und

Lateinische Philologie

Ludwigs-Maximilians-Universität

München

Wissenschaftliche Weiterbildung zwischen Theorie und Praxis

Die Theaterwissenschaft München bietet unter der Leitung von Prof. Dr. Christopher Balme in Kooperation mit der Bayerischen Theaterakademie August Everding und dem Deutschen Bühnenverein seit 2008 die berufsbegleitende Weiterbildung Theater- und Musikmanagement an. Diese richtet sich an Berufstätige am Theater und angrenzenden Bereichen sowie fortgeschrittene Studierende mit einschlägiger Praxiserfahrung, die sich für Leitungspositionen im Theater- und Musikmanagement qualifizieren möchten. Das Programm ist so konzipiert, dass die Inhalte (Finanzierung und Finanzmanagement, juristische Fragen, kulturpolitische Rahmenbedingungen, Kulturvermittlung im institutionellen Kontext, Personalorganisation und -führung) innerhalb eines Jahres sowohl in dreitägigen Präsenzphasen in München wie auch in betreuten Selbstlernphasen behandelt werden. Die verschiedenen Veranstaltungen sollen Methoden und Kompetenzen für den Alltag von „Theatermanagern“ vermitteln, gleichzeitig arbeiten jedoch auch Theaterpraktiker und Wissenschaftler aus verschiedenen Bereichen gemeinsam mit den Kursteilnehmern an innovativen und realisierbaren Konzepten für die Zukunft. Zentrales Anliegen hierbei ist nicht, vorgefertigte Erfolgsrezepte der Vergangenheit zu vermitteln, sondern insbesondere auch gemeinsam mit den Teilnehmern zukunftsorientierte Lösungsansätze

für je spezifische Probleme der Theaterpraxis zu entwickeln.

Vom 04.06. – 06.06.2010 fand die Präsenzphase des Moduls „Kulturvermittlung im institutionellen Kontext“ im IBZ statt. Ziel des Moduls war es, zunächst durch die Problematisierung des Begriffs ein umfassendes Verständnis von „Kulturvermittlung“ zu entwickeln sowie in Abgrenzung zur Theaterpädagogik und dem Audience Development eine Begriffsschärfung zu erreichen. Darüber hinaus wurde insbesondere vor dem Hintergrund der jeweils spezifischen Ausrichtungen und Möglichkeiten der beleuchteten Theater die Abhängigkeit der Vermittlungsarbeit von den kulturpolitischen Rahmenbedingungen deutlich.

In einer Podiumsdiskussion am Samstagabend setzten sich die mitwirkenden Dozenten aus der Praxis mit Kulturvermittlung im Spannungsfeld zwischen Bildung und Marketing auseinander. Björn Bicker (Dramaturg, freier Autor) beispielsweise sieht Theater als politische Praxis und betrachtet insbesondere die Kunst der Teilhabe in seinen Arbeiten (z.B. Bunnyhill, Trollmanns Kampf, Cabinet), in welchen die Begegnung von Menschen zentrales Anliegen ist, als ausschlaggebend für die Vermittlung von Kultur. Den Gedanken der Begegnung auf Augenhöhe empfindet auch

Brigitte Dethier (Intendantin Junges Ensemble Stuttgart) als sehr bedeutsam. Gleichwohl plädiert sie stark für die Wirkkraft von Theater und möchte Kunst als Selbstzweck und nicht nur als Mittel zum Zweck verstanden wissen. Inspiriert durch die anregende und zum Teil kontroverse Diskussion erläuterte Prof. Klaus Zehelein (Präsident des Deutschen Bühnenvereins sowie der Bayerischen Theaterakademie August Everding) in seinem Beitrag am Sonntagmorgen die spezifischen Chancen des Musiktheaters in ästhetischen Bildungsprozessen. Zum Abschluss der Veranstaltung hinterfragte Prof. Dr. Oliver Scheytt (Geschäftsführer Ruhr 2010 GmbH, Präsident der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V.) gemeinsam mit den Teilnehmern den Kulturbegriff und schlüsselte das Arbeitsfeld der Kulturpolitik systematisch auf. In einem anschließenden Planspiel wurde das Spannungsfeld zwischen Kulturpolitik und institutionellen Erfordernissen, in welchem sich Kulturvermittlung bewegt, für die Teilnehmer unmittelbar erfahrbar.

Am 16. und 17. Oktober fand schließlich zum Abschluss des dritten Weiterbildungsjahrgangs die alljährliche Alumniveranstaltung statt, zu welcher erfreulicherweise ein großer Teil der ehemaligen Teilnehmer erschien, um sich auszutauschen und gemeinsam an einem Workshop zum Thema „Theater und Kulturpolitik“ teilzunehmen. Nach der Auftaktveranstaltung am Samstagabend, welche vor allem dem Wiedersehen und Neu-Kennenlernen gewidmet war, erläuterte Prof. Dr. Wolfgang Schneider (Lehrstuhl für Kulturpolitik, Universität Hildesheim) mit kulturpolitischen Anmerkungen zum Kunstbetrieb seine Thesen zur notwendigen Reform der deutschen Theaterlandschaft. Nach einer intensiven Diskussion entwickelten die Teilnehmer darauf aufbauend im „World Café“ innovative und zum Teil äußerst phantasievolle Konzepte, wie das deutsche Theatersystem in Zukunft gestaltet werden könnte.

Insgesamt zeigte die Veranstaltung einmal mehr, wie wichtig die Begegnung der Theater- und Musikschaaffenden aus den unterschiedlichen Häusern und Regionen untereinander ist und insbesondere auch, wie fruchtbar der Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis sein kann. Gerade für solche offenen Formate des konzentrierten und gleichzeitig kreativen Arbeitens stellt das IBZ mit seinen vielfältig nutzbaren Räumlichkeiten einen idealen Veranstaltungsort dar.



Zusammenfassung:

**Dr. Bianca Michaels und
Marlies Kink, M.A.**

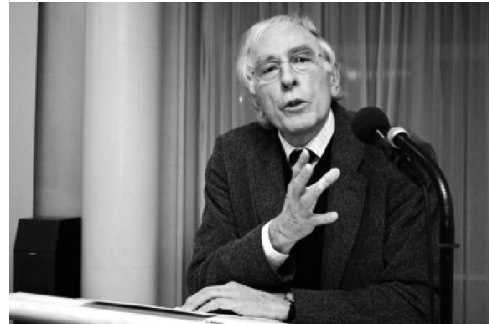
Projekt Weiterbildung Theater -
und Musikmanagement
Ludwig-Maximilians-Universität
München

Verantwortung lernen, Verantwortung lehren? Wie weit geht der Auftrag der Hochschulen?

Nach der Begrüßung durch Monika Stoermer vom IBZ München e.V. ergriffen Gabriele Vierzigmann, Vizepräsidentin der Hochschule München, und Angela Poech, Vorsitzende des Vorstands von Ethica Rationalis e.V., die Gelegenheit, sich mit einem kurzen Grußwort an die Gäste zu richten.

Zum Auftakt: Impulsvortrag „Verantwortung als Bildungsaufgabe der Hochschulen“

Es folgte der Impulsvortrag von Leo Montada, emeritierter Professor für Psychologie und ehemals Direktor des Leibniz-Zentrums für Psychologische Information und Dokumentation an der Universität Trier, zur „Verantwortung als Bildungsaufgabe der Hochschulen“. Er führte bewusst provozierend in das Thema ein, indem er den Unterschied zwischen (determiniertem) Verhalten und (entscheidungsbasierendem) Handeln erläuterte und die Aspekte der Unverantwortlichkeit bzw. Verantwortungslosigkeit beleuchtete. Begriffe wie Eigennützigkeit, Rechtfertigung durch Systemzwänge, normative Dilemmata verdeutlichten die vielen Facetten der Ausreden aus der Verantwortlichkeit. Systemische Betrachtungen seien bei der Anbahnung von Verantwortung im Hochschulbereich zwar unerlässlich, vielmehr aber sei dieses systemische Denken auch unbedingte Voraussetzung für die eingeforderten Änderungen hin zur Besserung auf Handlungsebene. Und



Leo Montada
eröffnete mit einem Impulsvortrag

Besserung meine hier die (Rück-)Besinnung auf Verantwortung. Das eigene – persönliche wie berufliche – Handeln müsse daraufhin erwogen werden, in welchen Zusammenhängen es stehe und welche Implikationen es habe. Dazu sei sowohl bei Dozenten wie auch bei Studierenden der Austausch untereinander nötig sowie sorgsames, kompetentes und perspektivenreiches Erwägen auf der Grundlage der validesten verfügbaren Informationen. Divergierende Meinungen seien erlaubt, diskursive Auseinandersetzung in Konflikten erwünscht, solange die Beteiligten das Ziel verfolgen, in konstruktiver Weise diese Konflikte beizulegen. Die Bildung von all dem wäre Leo Montada zufolge eine wichtige Aufgabe der Hochschulen.

Erste Runde: Was bedeutet „Verantwortung lernen, Verantwortung lehren“?

Angela Poech dankte für diese Einstimmung und eröffnete die Podiumsrunde mit Fragen an die Experten, die zunächst wichtige Stationen ihrer jeweiligen Biografie beleuchteten. Hier einige Highlights aus den Aussagen der Podiumsteilnehmer:

- Zur Frage nach der moralischen Kompetenz unter den Studierenden früher und heute, erläuterte **Hans Maier**, emeritierter Professor für christliche Weltanschauung, Religions- und

Kulturtheorie an der Universität München und Bayerischer Staatsminister a.D. für Unterricht und Kultus, dass das in seinen jungen Jahren vorhandene Wertefundament, in das man als Schüler und Student eingebettet war, seiner Beobachtung nach im Laufe der Jahre abgebaut wurde. Um dem heute wieder aufgekommenen Bedürfnis danach zu entsprechen, müsse sich jeder Hochschullehrer fragen: „Wer bin ich? Wie muss ich mich verhalten?“ Mit dieser Reflektion, so seine Aussage, wäre schon viel gewonnen.



Am Podium diskutierten hier Dieter Frey, Hans Maier und Moderatorin Angela Poech

- **Dieter Frey**, Professor für Sozialpsychologie an der LMU München, fasste die Ziele der von ihm geleiteten bayerischen Elite-Akademie als „Ausbildung von Verantwortungselite“ zusammen, nicht nur Elite der Notenbesten. Mit der Vermittlung von Wissen, Handlungskompetenz, Werten, Verantwortung, Vorbild und Verpflichtung habe er dort viele positive Erfahrungen gemacht. In dem ebenfalls von ihm geleiteten Center for Leadership and People Management an der LMU sollen aus hervorragenden Wissenschaftlern, denen zuweilen Führungserfahrung fehle, Persönlichkeitsbilder für ethisch orientierte Studierende und spätere Führungskräfte werden.
- **Katharina Klugs** Wahl ihres Studiengangs ‚Management sozialer Innovationen‘ gründete ihrer Aussage nach auf ihrer Ausbildung als



Katharina Klug brachte die Sicht der Studierenden in die Diskussion ein

Erzieherin. Denn dort musste sie – als künftige Identifikationsfigur für Kinder – ihre eigenen Werte definieren. Daraus habe sich das Bedürfnis nach mehr Tiefe in Sachen Verantwortung ergeben – in puncto Erziehung und in puncto Gesellschaft. Neben ihrem eigenen Fach engagiere sie sich seither auch bei sneep, dem „Studentischen Netzwerk für Wirtschafts- und Unternehmensethik“, dessen Motto ist: „Wenn die Universitäten das Thema Wirtschaftsethik nicht an uns herantragen, dann tragen wir es eben in die Universitäten“. Die Resonanz der Studierenden aus verschiedensten Fachrichtungen auf Veranstaltungen im Bereich Wirtschaftsethik sei sehr positiv: „Es ist ganz klar, dass es hier ein Bedürfnis gibt.“, sagte sie.

- **Leo Montadas** Interesse lag viele Jahre zum einen auf der Bildungsforschung und zum anderen auf Themen wie Gerechtigkeit, Emotionspsychologie, Motivationen und Werteorientierung in Bezug auf bürgerliches Engagement. Zwischen beiden Bereichen sehe er eine klare Schnittmenge zum aktuellen Thema: „Wo soll der Umgang mit diesen Themen denn herkommen, wenn nicht aus den Institutionen, die sich mit Bildung beschäftigen?“, fragte er. Hier müsse folglich Wertekultur vermittelt werden – für Menschen, die in ihrer Entwicklung offen und empfänglich für solche Themen sind.

Alle Menschen hätten per se normative Erwartungen an andere und die Verständigung darüber sei letztlich die Voraussetzung für das Funktionieren jeder Art von Zusammenleben. Er fügte hinzu, dass jedem Recht eine Pflicht entspreche – das sei die Basisdiskussion in der Ethik von Gemeinschaften.

Zweite Runde: Brauchen Hochschulen Werte-Leitbilder?

In der anschließenden Diskussion wurden einzelne Punkte aus dem Thesenpapier, das im Vorfeld der Veranstaltung von den Organisatorinnen (Barbara Egerer und Dr. Eva Sandmann von der TU München sowie Prof. Dr. Angela Poech, Hochschule München) erstellt worden war, vertieft. Dieter Frey berichtete u.a. über Bemühungen an der LMU, die derzeit an der Aufstellung eines Werte-Leitbilds arbeite. Dazu gehören Themen wie: „Wie gehen wir mit unseren Kollegen und Mitarbeitern um? Dürfen wir den Homo oeconomicus mit seinem kurzfristigen und egoistischen Denken fördern? Wie bilden wir die Multiplikatoren von morgen aus, die Einfluss auf die Zukunft der nächsten Generation haben?“. Der Appell an mehr Verantwortung alleine reiche aber natürlich nicht aus – man müsse die Betroffenen darin ausbilden. Dazu ein Beispiel: Es genüge nicht, an die Bereitschaft zu Erster Hilfe zu appellieren, man müsse sie einüben. Nur das bringe Selbstver-



Dieter Frey und Hans Maier im Gespräch über „Exzellenz“ an Hochschulen

trauen, Sicherheit, Handlungskompetenz und Verantwortlichkeit.

Dritte Runde: Verantwortung praktisch umsetzen – auch an Hochschulen!

Im Folgenden gaben die Experten einige praktische Tipps zur Umsetzung: Leo Montada warnte davor, das Anliegen in freiwillige Module eines begleitenden Studium generale auszulagern. Vielmehr sollte jeder Dozent 10-12 Fälle problematischen Handelns in seiner eigenen Fachrichtung einbauen, die Chancen und Risiken der eigenen Disziplin verdeutlichen und die Studierenden damit mit der Verantwortlichkeit für das eigene Handeln konfrontieren. Katharina Klug ergänzte aus ihrem eigenen Erfahrungsschatz: Gleich zu Beginn des ersten

Semesters im Studiengang ‚Management Sozialer Innovationen‘ habe es den Aufruf an die Studierenden gegeben, sich für das Gemeinwohl an ihrer Hochschule zu engagieren. Daraus entstand ein konkretes Projekt für ein Campus-Café – ein Ort sollte geschaffen werden, an dem Austausch, Vernetzung und fallorientiertes gemeinschaftliches Lernen ermöglicht würde. Die Studierenden, die hier aktiv wurden, hätten viel Arbeit in Recherchen und Projektierung gesteckt, seien auch von Professoren unterstützt und in Hochschulpremien eingeladen worden, um ihre ausgearbeiteten Vorschläge zu präsentieren. Letztlich sei die Umsetzung aber aufgrund von strukturellen Beschränkungen nicht möglich gewesen. Die Forderung nach Engagement sei das eine – die Unterstützung in der Phase der Realisierung das andere... Eine ihrer Unterstützerinnen habe es einmal so zusammengefasst: „Es gibt Ermöglicher und es gibt Verhinderer“.

Zu guter Letzt: **Persönliche Verantwortung ist die Voraussetzung für Gemeinwohlverantwortung**
Als Schlusswort zitierte **Prof. Dr. Angela Poech** ein Wort von Leo Montada: „Persönliche Verantwortung ist die Voraussetzung für Gemeinwohlverantwortung“. Der Abend habe dies in überwältigender Weise bestätigt, denn die große Übereinstimmung in den Aussagen und Meinungen der Experten, aber auch der Zuhörer verdeutliche, dass das Thema „Verantwortung an den Hochschulen“ vielen Menschen am Herzen liege. Insofern sahen sich die Organisatorinnen darin bestätigt, einen Nerv getroffen zu haben. Sie bedankte sich herzlich bei den Teilnehmern und lud zum anschließenden Imbiss ein, bei dem noch eifrig weiter diskutiert wurde.

Ethica Rationalis e.V.
bedankte sich bei
allen Teilnehmern mit einer
kleinen Aufmerksamkeit



Zusammenfassung:
Barbara Egerer,
Prof. Dr. Angela Poech
Veranstalter: **IBZ München e.V.,**
Hochschule München,
TU München,
und **Ethica Rationalis e.V.**

Jerusalem und Athen. Zum Verhältnis von Offenbarung und Vernunft im politischen Denken von Leo Strauss und Eric Voegelin

Am Samstag, 23. Januar 2010, veranstalteten das Voegelin-Zentrum für Politik, Kultur und Religion der LMU München und das Bayerische Zentrum für Politische Theorie ein ganztägiges Symposium zum Thema „Jerusalem und Athen. Zum Verhältnis von Offenbarung und Vernunft im politischen Denken von Leo Strauss und Eric Voegelin“. Renommierete Forscher aus dem deutschsprachigen Raum versammelten sich, um über die Beziehung dieser beiden ebenso wichtigen wie streitbaren Philosophen zu diskutieren.

Leo Strauss und Eric Voegelin gelten als zwei prominente Kritiker der Moderne und der von beiden diagnostizierten vielgestaltigen Krise des Zeitalters. Für beide ist die Krise der Moderne in eine Krise der Philosophie. Trotz dieser und weiterer Parallelen, die insbesondere ihren Gegnern als solche erscheinen, unterscheiden sich beide Denker teilweise erheblich. Das wird nicht zuletzt an der jeweiligen Auffassung zum Verhältnis von Offenbarung und Vernunft deutlich. Gerade diese Unterschiede vor dem Hintergrund der gemeinsamen Modernekritik herauszuarbeiten, war das Ziel der Tagung. Ausgangspunkt der Überlegungen war der jüngst veröffentlichte Briefwechsel zwischen Voegelin und Strauss (Wilhelm Fink Verlag 2010), der auf ein weiteres interessantes Phänomen verweist: die Tatsache, dass beide



Leo Strauss

Denker trotz ihrer offensichtlichen philosophischen Verwandtschaft nicht recht ins Gespräch miteinander gekommen sind.

Nach der Begrüßung durch PD Dr. Christian Schwaabe, Leiter des Voegelin-Zentrums, führte zunächst Prof. Dr. Peter J. Opitz in den Briefwechsel zwischen Eric Voegelin und Leo Strauss ein. Schon hier wurden neben gegenseitigem Respekt auch klare inhaltliche Differenzen zwischen beiden Denkern deutlich. Letzteren ging Prof. Dr. Clemens Kauffmann in seinem anschließenden Vortrag über die „religiöse Begründung der Philosophie“ weiter nach. PD Dr. Dirk Lüddecke widmete sich der Frage nach der prima philosophia im politischen Platonismus. Über „politische Hermeneutik bei Voegelin und Strauss“ sprach anschließend

Dr. Hans-Jörg Sigwart. Mit dem letzten Vortrag ordnete Prof. Dr. Norbert Brieskorn beide Philosophen in den philosophischen Diskurs der Moderne ein. Ein Highlight der Veranstaltung bildete zweifelsohne die abschließende Panel-Diskussion, an der neben Prof. Dr. Jürgen Gebhardt auch der renommierte Strauss-Kenner Prof. Dr. Heinrich Meier teilnahm.



Eric Voegelin

Zusammenfassung:

PD Dr. Christian Schwaabe
Voegelin-Zentrum für Politik, Kultur
und Religion
Geschwister-Scholl-Institut für
Politikwissenschaft
Ludwig-Maximilians-Universität
München

Kosovo – Zwei Jahre nach der Unabhängigkeit

Am 17. Februar 2008 erklärte sich das Kosovo unabhängig. Die Republik Kosovo erhielt eine sog. „überwachte“ Unabhängigkeit, da die das Kosovo anerkennenden Staaten dies mit der Bedingung verknüpften, dass der jüngste Staat der Welt die in dem sog. „Comprehensive Settlement Proposal (CSP)“ – oder auch Ahtisaari-Plan - festgelegten Erfordernisse umsetzt und nachhaltig implementiert. Martti Ahtisaari – mit dem Friedensnobelpreis für seine Vermittlertätigkeit im Kosovo und andersorts ausgezeichnet – legte im März 2007 einen Plan vor, der bis an die Grenze der Funktionsfähigkeit des zukünftigen Staates detaillierte Vorschriften und internationale Interventionsmechanismen vorsieht und als Grundlage für die konditionierte Unabhängigkeit unter internationaler Aufsicht dienen sollte. Am 15. Juni 2008 trat die erste Verfassung des jungen Staates in Kraft. Die Verfassung basiert auf dem Ahtisaari-Plan und sieht eine herausragende Rolle für die EU vor.

Zwei Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung des Kosovo haben 69 von 192 UN-Staaten das Kosovo anerkannt (zuletzt im Mai Djibuti und Somalia). 22 der 27 EU-Mitgliedstaaten haben das Kosovo anerkannt, fünf EU-Staaten – Griechenland, Rumänien, Slowakei, Spanien und Zypern – verweigern dem Kosovo aufgrund innenpolitischer und völkerrechtlicher



Martti Ahtisaari
erhält den Friedensnobelpreis

Bedenken die Anerkennung. Damit bleibt die internationale Anerkennung weit hinter den gesteckten Erwartungen zurück. Russland, das noch bis Mitte 2006 die Standpunkte der Balkan-Kontaktgruppe (Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, USA, Russland) zu den Verhandlungen unter Ahtisaari unterstützte, blockiert im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen alle Bemühungen, die Rechtsgrundlage für die internationale Präsenz im Kosovo neu aufzusetzen.

Zwei Drittel der ca. 130.000 Kosovo-Serben leben in Enklaven. Belgrad konzentriert sich

auf den Norden, auf Mitrovica, die Kosovo-Serben im Süden werden vernachlässigt, die noch 2008 eingesetzten Parallelstrukturen und deren Finanzierung im Süden werden eingestellt. Am 15. November 2009 fanden die ersten Wahlen seit der Unabhängigkeit, die Kommunalwahlen, statt. Laut Plan des ehemaligen UN-Chefunterhändlers Martti Ahtisaari sollen fünf Gemeinden gegründet werden, doch nur in drei serbischen Gemeinden ist am 15. November 2009 gewählt worden. Trotz eines Boykottaufrufs aus Belgrad haben auch in einigen Gemeinden im Süden bis zu 30 % der serbischen Minderheit ihre Stimme bei der Kommunalwahl im Kosovo abgegeben. Die serbischen Wähler und die Kandidaten für das Bürgermeisteramt sowie für die Gemeinderäte haben mit ihrer Teilnahme an den Wahlen gezeigt, dass sie die Verfassung des Kosovo und dessen Unabhängigkeit faktisch anerkennen.

Nach mehr als zehn Jahren unter internationaler Verwaltung durch UNMIK ist das Kosovo noch immer besorgniserregend durch schwaches und vor allem informelles Regierungshandeln gekennzeichnet. Da der UNMIK Chef vor Ort als ultimative Autorität Gesetze annullieren konnte, zugleich aber eine demokratisch funktionierende provisorische Regierung aufbauen sollte, hat sich ein eigenes Verhältnis der Bürger zum Staat, das von Illoyalität geprägt

ist, aufgebaut. Jetzt, mit der Rechtsmission EULEX und UNMIK zugleich vor Ort, hat sich dieses Verhältnis zwischen den Bürgern und dem Staat nicht wirklich geändert. Kosovo wird nach wie vor von Clan- und UCK-Netzen regiert und kontrolliert. Korruption und organisierte Kriminalität reichen bis in die oberste Regierungsebene hinein.

Wirtschaft

Seit Juni 2009 ist das Kosovo Mitglied des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank. Mit einem GDP per capita von Euro 1.760 ist das Kosovo eines der ärmsten Länder Europas, die Einkommensschere zwischen Kosovo und der Region klappt weit auseinander. Allein um das Einkommensniveau von Albanien (ca. 3200 Euro) zu erreichen, müsste das Kosovo im kommenden Jahrzehnt eine Wachstumsrate von 10 % aufweisen. Charakteristisch für das Land ist die nach wie vor enorm hohe Arbeitslosigkeit von 48 %. Junge Leute mit niedrigem Bildungsniveau und vor allem Frauen finden nur ganz schwer einen Job. Besonders problematisch ist, dass jedes Jahr 30.000 junge Leute auf den Arbeitsmarkt drängen, von denen allenfalls 10 % einen Job finden; viele von ihnen migrieren und finanzieren durch ihre Überweisungen ihre Familien. 45 % der Bevölkerung leben unterhalb der landesweiten Armutsgrenze, 17 % sogar gelten als extrem arm.

Das Wirtschaftswachstum müsste sich aus Export (bisher nur 5 % des GDP) und dem Privatsektor generieren. Problematisch allerdings sind folgende Faktoren: mangelnde Energie-sicherheit (kontinuierliche Unterbrechungen der Stromversorgung); Korruption, organisierte Kriminalität und mangelnde Rechtssicherheit (Firmen müssen viel für Sicherheitsdienste zahlen); kostenintensive und lange Zeitverläufe bei der Registrierung von Unternehmen; nach oder trotz mehr als 10 Jahren UNMIK post-kolonialer Verwaltung mangelt es im Kosovo gravierend an professionellen Verwaltungsstrukturen. Die Landwirtschaft wäre ein wichtiger Wachstums- und Beschäftigungsfaktor (gute Bodenqualität, gutes Klima; etwa 60 % der kosovarischen Bevölkerung lebt in ländlichen Gebieten).

Die Agrarwirtschaft aber liegt nach der desaströsen Privatisierung der sozialistischen landwirtschaftlichen Betriebe, die zu einer Fragmentierung der Strukturen geführt hat, fast völlig brach.

Belgrad und Kosovo i Metohija

Belgrad besteht darauf, dass das Kosovo integraler Bestandteil Serbiens und daher die Unabhängigkeitserklärung völkerrechtswidrig ist. Die serbische Regierung sieht in dem Vorgehen Kosovos einen Verstoß gegen die UN-Resolution 1244 und den Grundsatz der territorialen



Schema der Landesflagge des Kosovo

Integrität. Der serbische Außenminister Vuk Jeremić erklärte: „Das „Kosovo ist Serbiens Jerusalem“, und Serbien blockiert Kosovo's Teilnahme an internationalen / regionalen Foren, CEFTA etc. Vor allem die serbischen Gemeinden im Norden, deren Gemeinderäte und Bürgermeister im Zuge der serbischen Wahlen im Mai 2008 gewählt wurden, entziehen sich bislang der Kontrolle sowohl der internationalen Gemeinschaft als auch der der kosovarischen Regierung und funktionieren wie Gemeinden in Serbien.

Auf diplomatischem Parkett legte die serbische Regierung ihr Meisterstück ab: 77 Staaten – darunter auch Montenegro – haben den serbischen

Antrag auf der UN-Generalversammlung am 8. Oktober 2008 unterstützt, vom Internationalen Gerichtshof (IGH) in Den Haag die Rechtmäßigkeit der Unabhängigkeitserklärung des Kosovo überprüfen zu lassen.

Die Entscheidung des höchsten UN- Rechtsprechungsorgans ist nicht bindend. Allerdings wird die Empfehlung des Gerichtshofs eine enorme politische Wirkung entfalten. Sie ist ein Präzedenzfall, weil zum ersten Mal seit der Gründung 1945 der Gerichtshof über die völkerrechtliche Rechtmäßigkeit einer Sezession eines Teilgebiets eines Staates zu befinden hat. Es kann spekuliert werden, dass Belgrad nach dem IGH- Urteil auf eine Teilung des Kosovo, eine Abspaltung des Nordens hinarbeitet.

Referentin:

Dr. Johanna Deimel

Stellvertretende Geschäftsführerin
der Südosteuropa-Gesellschaft

Veranstalter: IBZ München e.V.

in Kooperation mit der
Südosteuropa-Gesellschaft

Madagaskar - Endlose Artenvielfalt oder Artenvielfalt vor dem Ende?

Madagaskar hat eine extrem eigenständige und artenreiche Tier- und Pflanzenwelt. Durch die viele Millionen Jahre dauernde Isolation vom Rest der Welt konnte die Evolution hier eigenständige Wege einschlagen, so dass die meisten Arten auf dieser viertgrößten Insel endemisch sind, also nirgendwo sonst auf der Welt vorkommen. Das vor der ostafrikanischen Küste gelegene Land hat daher für die Erhaltung der globalen Artenvielfalt eine herausragende Bedeutung.

Vor 20 Jahren begann ich zusammen mit Kollegen die madagassischen Amphibien und Reptilien intensiv zu erforschen. Damals waren 133 Froscharten aus Madagaskar bekannt, heute sind es mit 276 beschriebenen Arten schon mehr als doppelt so viele. Rund 200 weitere neue Froscharten wurden von uns in den letzten Jahren entdeckt und warten auf ihre wissenschaftliche Erstbeschreibung und Benennung. Ein Ende der Neuentdeckungen ist noch nicht abzusehen. Allein im Jahr 2010, dem Internationalen Jahr der Biodiversität, konnten wir 29 neue Amphibien- und Reptilienarten aus Madagaskar erstmals beschreiben.

Möglich wurden die vielen Entdeckungen nicht nur durch zahlreiche Expeditionen in abgelegene, unerforschte Regenwälder, sondern auch durch eine rasante Entwicklung der Forschungs-

methoden. Basierte die Artunterscheidung zunächst noch hauptsächlich auf äußerlichen, morphologischen Merkmalen konservierter Tiere, verwenden wir heute unterschiedliche Datensätze, um der Artenvielfalt auf die Spur zu kommen. Von besonderer Bedeutung ist hierbei die Bioakustik, die eine präzise Suche und Unterscheidung der Arten im Feld anhand ihrer „Paarungsrufe“ ermöglicht, sowie die Analyse verschiedener Gensequenzen, die mit ihrer hohen Artspezifität eine genaue Identifizierung sämtlicher Lebensstadien erlaubt



Calumma tarzan – ein erst 2010 entdecktes Chamäleon aus Madagaskar

(„DNA barcoding“). In vielen Fällen führt aber erst die Kombination der verschiedenen Methoden und Datensätze („Integrative Taxonomie“) zu überzeugenden Schlussfolgerungen über die taxonomische Bedeutung der gefundenen Unterschiede.

Leider gehört Madagaskar zu den ärmsten Ländern der Welt. Naturschutz hat für den größten Teil der Bevölkerung daher keine große Priorität. Traditionelle Anbaumethoden liefern vergleichsweise geringe Erträge, und so führt das starke Bevölkerungswachstum fast zwangsläufig zur Erschließung immer neuer Nutzflächen. Dazu werden zunächst viele Bäume gefällt. Anschließend lässt man die abgeschlagene Vegetation austrocknen, um sie dann in

der Trockenzeit anzuzünden. Diese Form der Brandrodung, auf madagassisch „tavy“, auf englisch „slash and burn“ genannt, ist die am häufigsten anzutreffende Methode und ein traditioneller Teil der madagassischen Kultur und Wirtschaft. Die gerodeten Flächen sind oft nur wenige Jahre landwirtschaftlich nutzbar, bevor sie unfruchtbar werden. In vielen Wäldern findet die Zerstörung auch schleichend statt, indem Brennholz geerntet und Holzkohle hergestellt wird, die zum Kochen benötigt wird.

Heute ist schon rund 90% der ursprünglichen Vegetation zerstört und fast alle Großtiere wie Riesenlemuren, Flusspferde, Riesenschildkröten und Elefantenfußstraube sind bereits ausgestorben, nachdem Menschen die Insel vor etwa 2000 Jahren besiedelt haben.

In den letzten Jahren hat es zwar enorme Anstrengungen gegeben, die Schutzgebiete zu erweitern, doch Anfang 2009 hat ein politischer Machtwechsel die Insel erschüttert - mit immer noch unabsehbaren Folgen für die Zukunft des Landes und seiner Artenvielfalt.



Rodung des Tarzanwaldes

Beim derzeitigen Zerstörungstempo der Regenwälder in Madagaskar werden viele der gerade erst entdeckten Froscharten sowie unzählige weitere Arten schon in wenigen Jahrzehnten

ausgestorben sein. Daher ist es ein sehr wichtiges Anliegen unserer Forschung, zum Schutz der Artenvielfalt beizutragen, wie z.B. durch Gefährdungsanalysen für die einzelnen Arten und durch Identifizierung besonders schützenswerter Gebiete. Letztendlich wird Madagaskar jedoch umfangreiche Hilfe der entwickelten Länder benötigen, um wenigstens einen großen Teil seiner verbliebenen Artenvielfalt zu retten.



Dr. Frank Glaw

Referent:

Dr. Frank Glaw

Zoologische Staatssammlung

München

Veranstalter: IBZ München e.V.

Ende oder Wandel der klassischen Diplomatie? Die Entwicklung eines Europäischen Auswärtigen Dienstes (EAD) nach dem Vertrag von Lissabon

Mit dem Inkrafttreten des Vertrags von Lissabon am 1.12.2009 haben die Europäische Union (EU) und ihre Mitgliedstaaten die Grundlagen für den Aufbau eines Europäischen Auswärtigen Dienstes (EAD) gelegt. Mit dem EAD eröffnen sich für die EU neue, bisher weitgehend unerprobte Dimensionen und Strukturen für die Wahrnehmung ihrer Außenbeziehungen. Für die Karl Graf Spreiti Stiftung hielt Botschafter a. D. Dr. Claas Knoop einen Vortrag über die Zukunft des EAD und der nationalen diplomatischen Dienste.

Eingangs erinnerte er daran, dass die Dynamik des voranschreitenden europäischen Integrationsprozesses bereits in den 1970er und 1980er Jahren zu erkennen war und wies auf die erste Direktwahl des Europäischen Parlaments (1979) und die Einheitliche Europäische Akte von 1987 hin. Der Gedanke, einen EAD ins Leben zu rufen, wurde während der Konventverhandlungen über eine europäische Verfassung 2003/2004 in seinen Grundzügen im Auswärtigen Amt in Berlin entwickelt und in die Beratungen des Konvents eingeführt. Den Endpunkt dieser Entwicklung markiert Artikel 27 des Vertrages über die Europäische Union in der Lissabonner Fassung. Dort wird in Absatz (3) festgelegt, dass sich der Hohe Vertreter der Union, der die Union in den Bereichen der Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspoli-

tik vertritt, bei „der Erfüllung seines Auftrags [...] auf einen Europäischen Auswärtigen Dienst [stützt]. Dieser Dienst arbeitet mit den Diplomatischen Diensten der Mitgliedstaaten zusammen und umfasst Beamte aus den einschlägigen Abteilungen des Generalsekretariats des Rates und der Kommission sowie abgeordnetes Personal der nationalen diplomatischen Dienste. Die Organisation und die Arbeitsweise des Europäischen Auswärtigen Dienstes werden durch einen Beschluss des Rates festgelegt.“ Entsprechend dieses Artikels hat der Europäische Rat am 26.7.2010 auf Grundlage eines Vorschlags von Lady Catherine Ashton, der Hohen Vertreterin für Außen- und Sicherheitspolitik, einen Beschluss gefasst, mit dem die Details für den Aufbau und die Funktionsweise des Dienstes geregelt werden. In den kommenden Monaten soll der EAD schrittweise zu einem effizienten Instrument europäischer Außenpolitik aufgebaut werden.

Der Dienst wird ca. 1.100 Diplomaten umfassen, davon 800 aus den Diensten von Kommission und Ratssekretariat, 300 aus den nationalen diplomatischen Diensten. Verglichen mit nationalen Auswärtigen Diensten von EU-Mitgliedstaaten nimmt sich der EAD personell recht bescheiden aus – etwa in der Größenordnung des niederländischen oder des dänischen Dienstes.



An der Spitze der EAD-Struktur steht ein Generalsekretär, dem zwei stellvertretende Generalsekretäre zur Seite gestellt werden. Unterhalb dieser Leitungsebene gibt es fünf nach Regionen aufgestellte Abteilungen, zudem eine thematisch ausgerichtete Abteilung für Querschnittsaufgaben (Menschenrechte, Internationaler Terrorismus, multilaterale Fragen u. a.). In Drittstaaten wurden seit dem 1.1.2010 alle bisherigen Delegationen der EU-Kommission zu EU-Vertretungen mit einem EU-Botschafter an der Spitze umgewandelt. Die Besetzung der Botschafterposten und aller weiteren Stellen an einer EU-Vertretung wird künftig aus den Reihen des EAD erfolgen. Die nationalen diplomatischen Vertretungen bleiben hiervon unberührt. Auch einige Aspekte europäischer Politik fallen nicht in das Aufgabengebiet des EAD: So wird beispielsweise die Außenhandelspolitik der EU auch künftig eine Domäne der EU-Kommission sein.

Bedauernd erinnerte Dr. Knoop daran, dass der Lissaboner Vertrag das Prinzip der Einstimmigkeit beibehalten habe, also ein EU-Botschafter nur dann handeln können, wenn zuvor in Brüssel Einstimmigkeit unter den 27 Mitgliedstaaten erreicht wurde. Für den deutschen diplomatischen Dienst deutete Botschafter a. D. Dr. Knoop einige Veränderungen nur an, so das Einsparpotential, das sich

aus der überflüssigen Doppelvertretung von europäischem und deutschem Botschafter in manchen Ländern ergebe oder die – innerhalb des Auswärtigen Amtes bereits in Gang gekommene – Diskussion über die Beschränkung des Auswärtigen Amtes auf vier Kernbereiche: die europäische Integration, die Sicherheitspolitik, multilaterale Themen sowie die Förderung des deutschen Außenhandels. Die gelegentlich zu hörende Sorge, dass sich das Auswärtige Amt mit Einrichtung des EAD auf mittlere oder längere Sicht überflüssig machen könnte, hielt er hingegen für unbegründet.

Referent:

Botschafter a.D. Dr. Claas Knoop
Vortrag im Rahmen
der Veranstaltungsreihe der
KARL GRAF SPRETI STIFTUNG

Die Neurobiologie des Fußballs

Prof. Dr.
Georg W. Kreutzberg



Jeder weiß, eine Fußballmannschaft zählt 11 Personen. Es sind 11 Individuen, die einen Teil ihrer Individualität aufgeben, um mannschaftsdienlich zu sein. Jeder hat seine eigene Aufgabe, deren geplante Ausführung zum Erfolg des Spiels beiträgt. In einem gelungenen arbeitsteiligen Spiel gleicht die Mannschaft einem Organismus. Sie offenbart die Ästhetik des Fußballspiels durch eine Balance zwischen Angriff und Abwehr, zwischen routinierter Technik und überraschenden Ideen, zwischen Kampfgeist und Fairness. Es heißt dann „die Mannschaft spielte wie aus einem Guss“ und im Interview spricht der Trainer im Singular wie von einem Individuum: „Sie hat Mut bewiesen, Charakter gezeigt, Spielkultur besessen.“

Man möchte sich fragen, ob nicht die Gesamtheit der Spieler sich wie ein einziges Superhirn verhält. Natürlich ist jedes Mannschaftsmitglied von seinem individuellen Gehirn gesteuert. Ihm verdankt es seine motorische Performanz, seine Konzentration auf die gestellte Aufgabe, seine Analyse der ständig wechselnden Situationen,

seine Erinnerung an die eingeübten Spielzüge, insgesamt das, was die Spieler dann als „Leistung abrufen“ bezeichnen. Machen wir einmal den Versuch, das „Mannschaftsgehirn“ - das „Team Brain“- zu analysieren, als wäre die Elf ein Organismus.

Verteidigung und Angriff

Beginnen wir mit dem Augenfälligsten: Verteidigung und Angriff. Sie sind zwei Grundmuster des Verhaltens aller höheren Lebewesen. Tief sind sie eingeschrieben in die Strukturen der Gehirne. Die Sinnesorgane berichten dem Thalamus über die Situation in der Welt. Der Thalamus ist ein Teil des Zwischenhirns und ist die Sammelstelle für alle einkommenden Informationen, die dann auf andere Module in verschiedenen Hirnzentren verteilt werden. Man nennt ihn deshalb auch das „Tor zum Bewusstsein“. So gehen Eilmeldungen an die „Brückenkerne“ im Stammhirn und an das Rückenmark. Sie führen reflexartig zu Abwehrreaktionen und im autonomen Nervensystem zur Einstellung auf Kampf. Die SMS vom Thalamus erreicht aber auch den Hypothalamus im Zwischenhirn, wo die Adrenalinausschüttung gesteuert wird sowie das Großhirn. Im Großhirn fällt im Wechselspiel zwischen dem Striatum, einem wichtigen Teil der Stammganglien, und der Großhirnrinde (Kortex) die Entscheidung zu Verteidigungs- oder Angriffsverhalten. Mitbeteiligt ist immer auch das limbische System mit dem besonders wichtigem Hippocampus. Hier laufen nochmals alle Sinneseindrücke zusammen, werden mit Gedächtnisinhalten verglichen und emotional eingefärbt und als Handlungsvorlagen an die Hirnrinde weitergeleitet. Die verschiedenen Reaktionsmöglichkeiten unseres Gehirns sind also distributiv modular organisiert. Das Gehirn ist ein organisches Ganzes mit einer arbeitsteiligen Logik, die dem Ziel dient, Verhalten zu optimieren. Aus dem „warum?“ folgt das „wie?“.

Als Metapher kann man das auch auf die Ballspiele übertragen, bei denen es darauf ankommt, den Ball ins Tor zu schießen oder dieses zu verhindern. Jetzt kommt es darauf an das „wie?“ zu verstehen, das im Wesentlichen aus Angriff und Verteidigung besteht. Übertragen wir dieses auf eine Mannschaft, so finden wir, dass auch diese ihre Aufgaben mit vergleichbarer Strategie löst. Im Fall der Gefahr für das Tor sind Olli und Philipp schon in Bereitschaft, machen die Räume eng und decken die Angriffsspieler. Der Mandelkern (Amygdala), der unser Angstzentrum ist, hat Alarm geschlagen. Torwart und Verteidiger sind die Amygdala der Mannschaft.

Wird auf Angriff entschieden, schaltet sich im Hirn der Hippocampus ein, bringt Emotionen und kurzfristige Erinnerungen an vorherige ähnliche Verläufe ins Spiel: rasche Aufnahme von Informationen und Zuteilung von Bedeutung und Navigation im Raum, damit unterstützt er den Kortex im Entwurf von Handlungsstrategien. Auf dem Spielfeld ist das eine typische Aufgabe des Sechlers, des Spielers, den man in früheren Systemen „Libero“ nannte. Der Hippocampus ist der Sechser im Gehirn und der Sechser ist der Hippocampus der Mannschaft. Die Pässe, die er nach vorne gibt, folgen jetzt lange eingeübten Wegen, ein oft Spiel entscheidendes Moment. „Da reicht manchmal nur ein Blick, um zu wissen, was der andere will“ so formulierte Torsten Frings sein Zusammenspiel mit Ballack in einer Konstellation, die man auch eine Doppel-Sechs genannt hat. So ein doppelter Hippocampus verleiht der Persönlichkeit einer Mannschaft eine besondere Stabilität.

Gewusst wo

Analog dazu arbeitet ein Gehirn am besten, wenn eingeübte Verbindungen immer wieder funktionell aktiviert werden. Sie werden dadurch immer stärker und besser. Es entstehen

in Raum und Zeit geordnete Bewegungsmuster, die sogar ohne bewusste Steuerung ausgeführt werden, wie beim Schilauflauf, beim Radfahren, beim Pingpong oder eben beim Fußball z.B. der Doppelpass. Die Geschwindigkeit, mit der solche Reaktionen ablaufen, ist erstaunlich. Von der Wahrnehmung bis zur Handlungsentscheidung braucht das Gehirn nur 30 Millisekunden. Viel Zeit wird verloren für die Wege zum Gehirn und die Weitergabe an die Exekutive, also an die Muskeln in der Peripherie. Das kann bis zu $\frac{1}{3}$ Sekunde dauern. Jedoch kann das Gehirn lernen, den Zeitaufwand durch Abkürzungen über die Stammganglien auf ca. 200 msec zu verringern. Diese Basalganglien sitzen tief in den Großhirnhemisphären und sind über alle kortikalen Vorgänge, die mit Aufmerksamkeit und Entscheidungsfindung einhergehen, durch Verbindungen informiert. Sie wissen also, welche Sinneseindrücke als sensorische Muster mit welchen motorischen Reaktionen beantwortet werden. Tritt die gleiche Situation bei einer hinreichenden Zahl von Gelegenheiten auf (siehe Training) wird die Reaktion als Automatismus fixiert und unter Umgehung des Nachdenkens (Zeitgewinn) ausgeführt.

Den Spielern kommt noch eine weitere Eigenschaft des Gehirns zugute. Es ist sehr gut in der Vorhersage. In seiner Erfahrung von der Welt geht es davon aus, dass alles, was vor einem Augenblick gestimmt hat, auch im nächsten Moment noch stimmt. Es kann also ziemlich gute Voraussagen machen, z.B. über die Flugbahn eines Balls beim Pass oder die Laufgeschwindigkeit eines anderen Spielers.

Im Gehirn sind die Pässe durch die anatomischen Verbindungen zwischen den Hirnzentren bestimmt. Zwar sind diese starr, aber durch die Eigenschaft der Plastizität sind Hirnzentren wunderbar lernfähig. Auf dem Spielfeld sind die Verbindungen virtueller, d.h. gedachter Natur: Franz weiß, wie und wo er Gerd findet, und Mario kennt die Position von Luca. Paul weiß,

wo Uli steht, auch wenn er ihn nicht sieht. Daraus ergibt sich die hohe Bedeutung der Stabilität der Positionen. Ein Rotationsprinzip ist unphysiologisch und der Ausfall eines Spielers wegen Verletzung immer eine hohe Belastung des Spielflusses. Auf die Frage, wieso sich eine berühmte Fußballmannschaft nach einer Krise jetzt gefangen habe, antwortet Effenberg im tz Interview: „Weil der Trainer jetzt an einer Mannschaft festhält und nicht ständig hin und herwechselt. Du kannst nicht die ganze Zeit rotieren. Man muss sich auf dem Platz kennenlernen. Jeder weiß jetzt, wie er den Mario anspielt. Das weiß man nicht, wenn der immer wieder auf der Bank sitzt.“ Das ist genau das Arbeitsprinzip eines Gehirns. Es benutzt die erprobten und bekannten Verbindungen zwischen den verschiedenen Modulen und hält an diesen Mustern fest.

Wenn wir uns fragen, warum Fußball das Gemeinschaftsstiftende schlechthin ist (Hoeness), so ist die Antwort, weil er mit simplen Regeln die Komplexität der menschlichen Hirnfunktionen mit seinen körperlichen, mentalen und sozialen Möglichkeiten abbildet, aber gleichzeitig auch durch die Regeln die Vielfalt der Möglichkeiten einschränkt. Das sich Hineinversetzen, die Identifikation Tausender von Zuschauern ist natürlich auch eine Hirnreaktion, die gleichzeitig und gleichsinnig erfolgt, deshalb als kollektives Wunder erscheint. Verantwortlich dafür ist die Aktivierung der Empathie im Stirnhirn nicht nur bei Fans, sondern auch beim kühleren Normalpublikum. Empathiefunktionen werden aktiviert durch Beobachtung von senso-motorischen Ereignissen, denen die Spieler unterworfen sind. So erlebt man ein hässliches Foul auch persönlich als Schmerz, und man stellt erstaunt fest, dass man bei der Exekution eines Strafstoßes ein Bein gestreckt und nach vorne bewegt hat, ganz als ob man selber der Elfmeterschütze wäre. Interessanterweise repräsentiert

sich diese Bewegung erst im Bewusstsein, wenn sie schon fast vorüber ist.

Komplexe Systeme

Auch das Netzwerk der 11 Spieler in ihrem raumzeitlichen Koordinatensystem ist ein biologisches, genauer ein neurobiologisches System, das sich selbst organisiert. Die Beziehungen zwischen den Individuen, den funktionellen Mannschaftsteilen – Verteidigung, Mittelfeld, Sturmspitzen und die Interaktionen mit den 11 gegnerischen Spielern – sind zu komplex und variabel, als dass man hier viel mehr als globale Richtlinien geben kann. Gute Spieler brauchen einen großen Freiraum, um ihre Qualitäten in das sich selbstorganisierende Spielsystem optimal einbringen zu können.

Ingmar Bergmann, einer der größten Filmregisseure des 20. Jahrhunderts, hat sich einmal dazu geäußert, wie er Regie zu führen pflegte. Er interveniere möglichst wenig und gäbe nur die Linie. Seine Schauspieler wüssten am besten, wie eine Szene zu gestalten sei. Auch das ist Selbstorganisation einer sozialen Interaktion. Vorausgesetzt, dass alle Beteiligten ein gemeinsames Bewertungssystem haben, ist es von Bedeutung, dass sich selbstorganisierende Systeme automatisch am Erfolg messen. Gute Ergebnisse auf Grund von bestehenden oder neuen Interaktionen oder Verbindungen werden belohnt, dann verstärkt und folglich immer besser. Falsche Verbindungen werden gekappt und Misserfolge vermieden. Ein schönes Beispiel hierfür liefert die Geschichte der strategischen Spielsysteme vom „kick and rush“ zum 2-3-5 der Berner Elf, bis zum 4-4-2 der „Bayern“ oder 4-3-3 des F.C. Barcelona.

Angstgegner

Angst ist ein janusköpfiger Faktor in unserem Leben. Sie warnt uns vor Gefahren, sie stellt uns auf Abwehr und Verteidigung ein, aber sie blockiert auch akut und meist kurzfristig

unsere Fähigkeit, uns mit der Angst einflößen- den Verursachung kreativ auseinander zu setzen. „Die Angst des Torwarts vor dem Elfmeter“ als Schlagzeile oder Titel ist schon Teil der Popkultur. Darüber hinaus muss man fragen: Wovor haben Fußballspieler Angst? Die Antwort ist sehr einfach. Die mutigen Personen auf dem Spielfeld haben die gleichen Ängste wie alle Männer und Frauen, nämlich vor ihren Frauen und Männern sowie vor den Lehrern (Trainern), vor den Vorgesetzten (Sportdirektoren & Managern), vor dem sozialen Milieu (Publikum), vor den Medien und dem Angstgegner. Wie dem Einzelnen, so bringt auch der Mannschaft Angst keinen Qualitätszuwachs. Im Gegenteil, es macht einen Leistungsabfall nur schlimmer. Eine Gardinenpredigt in der Pause mit dem Grundton „Ihr seid so grottenschlecht heute“ bewirkt nur noch mehr Hemmung, es besser zu machen. Auch hier ist das Verhalten einer Mannschaft identisch mit dem Verhalten eines Individuums. Das kollektive Gefühlsleben des Teams könnte ähnlich sein wie die Emotionen einer Person. Manager, Betriebsleiter, Lehrer, Pfarrer oder Trainer, die das nicht verstanden haben, werden in ihrer Aufgabe scheitern.

Interessanterweise gibt es außer Verständnis auch Hilfsmittel, Ängste aller Art zu mindern. Dazu gehört die Musik. Schon die alten Römer kannten die Militärmusik als Angst dämpfendes Mittel vor oder während der Schlacht. Legenden aus dem Zweiten Weltkrieg berichten von einer schottischen Hochlandkapelle mit Pfeifern und Trommlern, die im Schlachtengetümmel der Invasion wahre Wunder von Tapferkeit und Kampfgeist hervorbrachten. Vielleicht wäre die Berieselung mit Angst lösender Musik (Mozart) vor einem wichtigen Kampf in der Arena keine schlechte Idee. Tatsächlich benutzen viele Spieler bei der Anfahrt im Mannschaftsbus ihre Musikkonserven mittels i-Phone. Bei den österreichischen Skispringern wird auch

Musik bei der Vorbereitung auf den Wettkampf benutzt. Die Hirnforschung vermutet, dass klassische Musik den sogenannten „Mandelkern“ oder „Amygdala“, das Angstzentrum im limbischen System des Hirns, hemmt und dadurch das Individuum ausgeglichener macht.

Vermeidung von Ängsten kommt auch der Entwicklung der beiden wichtigsten Voraussetzungen für Lernen und Spielen zugute, die da heißen Motivation und Aufmerksamkeit. Wie ein Scheinwerfer richtet sich die Aufmerksamkeit auf das Geschehen, erkennt die Chancen und Gefahren, unterscheidet zwischen wichtig und unwichtig.

Motivation speist sich aus vielen Quellen: Interesse, Erfahrung, Belohnungserwartung, Ambitionen, Geltungsbedürfnis, Idealismus oder Altruismus. Das sind alles Qualitäten mit hohem Anteil an Emotionen. Im Gehirn sind hier das limbische System und die Stirnhirnrinde im Geschäft. Im übertragenen Sinne muss sich die Mannschaft motivieren, indem sie zu den emotionalen Wurzeln geht, d.h. sie muss limbisch werden.

Egoismus und Teamgeist

Wie sich eine Gruppe von Personen zu einem funktionierenden Team zusammenfügt ist auch Gegenstand der Forschung im Grenzbereich von Sozialwissenschaften, Hirn- und Verhaltensforschung. Offensichtlich befindet sich das Individuum immer im Konflikt zwischen egoistischen und altruistischen Verhaltensweisen. Dass altruistisches Verhalten (Samaritertum) zum genetischen Repertoire des Menschen gehört und sich der evolutionären Anpassung an das Gruppenleben zu verdanken ist, gilt heute als gesichert.

Auch im Mannschaftssport finden sich diese Elemente gebündelt wieder. Wie das Individuum will auch ein Team das anvisierte Ziel erreichen, aber mit möglichst geringen Mitteln. Ist der Torvorsprung so groß, dass ein Verlust

unwahrscheinlich erscheint, „schont“ sich die Mannschaft. Das beruht darauf, dass die meisten Menschen bei der Lösung einer Gemeinschaftsaufgabe möglichst weniger als ihren fairen Anteil, auf jeden Fall aber weniger als ihre Mitspieler einzubringen versuchen (Manfred Milinski). Damit verhält sich die Mannschaft eher wie der Träger eines Normalgehirns: „free ride“ ist immer willkommen. Dieses Zurückschalten, das nicht verabredet ist, sondern aus dem kumulierten menschlichen Verhalten der Spieler resultiert, gibt dem Gegner die Chance, ein Spiel noch zu kippen. Das gemeinsame Wohl, der Sieg ist in Gefahr.

Kameradschaft

Altruismus nennt man im Mannschaftssport Kameradschaft. Aus Feldstudien hat man geschlossen, dass kameradschaftliches Verhalten, Solidarität, Bereitschaft zur Hilfeleistung, Wunsch nach Fairness und Gerechtigkeit universelle Eigenschaften der Menschen sind. In ihrer Ausprägung sind sie allerdings stark vom Umfeld bestimmt. Erziehung, Erfahrung und Notwendigkeiten der Lebensbedingungen spielen eine große Rolle. Fußballspielen in den Kindermannschaften ist ein solcher erzieherischer Faktor, der ein Gemeinschaftsgefühl mit starken altruistischen Emotionen und Belohnungen wie Anerkennung oder Dank vermittelt.

Gerade bei jungen Menschen wird ein starkes „Wir“-Gefühl entwickelt, bei dem die Grenzen zwischen dem Ich und den Anderen verschwimmen können. Im Spiel kann man nach einem wichtigen Torschuss ein Knäuel von einem halben Dutzend junger Sportler bewundern, die jetzt auch optisch durch ihr gemeinsames Erfolgserlebnis zu einer emotionalen Einheit werden. Unter dem Gefühl geteilter Freude als auch Gefahr können sich die Grenzen unseres Ichs ausdehnen auf andere Ichs oder sogar auflösen (Donald Pfaff).

Im Spiel entsteht aus einer Mannschaft ein emotional synchronisiertes Supergehirn.

Der Schiedsrichter

Betrachtet man eine Fußballelf im Spiel als ein Superhirn in Aktion, ist der Schiedsrichter (Schiri im Jargon) eindeutig ein Teil beider wetteifernder Mannschaften. Der Schiri ist das Korrekturzentrum, das in jedem Individuum existiert und das uns vor ständigen Fehlleistungen schützt. Jeder, der eine Tastatur auf seiner Schreibmaschine oder auf einem PC bedient, kennt die Erfahrung. Im gleichen Augenblick, in dem man einen Fehlgriff auf ein Zeichen tut, signalisiert das Korrekturzentrum im Gehirn, dass man einen Fehler macht und der Fehlgriff wird sofort korrigiert. So etwa agiert der Schiri zum Besten der Mannschaft. Zur abgestuften Bestrafung wegen Regelverstößen dient ein Katalog dem Wohlergehen des Ganzen. Die Bestrafungsskala reicht vom missbilligenden Blick über die Ermahnung, die gelbe Karte bis zum „Roten Karton“. Mit dem Platzverweis wird eine Wunde in das Mannschaftsgefüge gerissen, das aus Mitleid, schlechtem Gewissen und momentaner Ratlosigkeit besteht. Aber Strafe muss sein, denn das elfköpfige Individuum lernt daraus. Verstöße gegen die Regeln, sanktioniert am Einzelnen, treffen die ganze Mannschaft. Interessanterweise gibt es auch Mannschaften, die in Unterzahl genauso gut weiterspielen und sogar Siegtore schießen. Das ist ein gutes Beispiel für die oben beschriebene Selbstorganisation komplexer Systeme.

Genau besehen, ist der Schiri die Vertrauensinstanz der Gesamtheit der Spieler. Von Amts wegen ist er der Unparteilichkeit und der Unbestechlichkeit verpflichtet. Er ist aber auch in keine Rangeleien, Wettbewerbe, Sympathien oder Konflikte der Mannschaften verwickelt. Mit „law and order“ schützt er die Spieler vor archaischen Ausfällen (Jens Lehmann). Er

bündigt die animalischen Kräfte der Urnatur des kollektiven Wesens genannt „Mannschaft“ zum Nutzen der Spielkultur der Mannschaften. Er hat also die Eigenschaften eines Mediators, eines Erziehers und eines Richters, alles hochgeachtete Funktionen in unserer Gesellschaft. Weil die Anwendung solcher Begabungen auch eine hohe persönliche Befriedigung bringt, gibt es immer wieder hochqualifizierte Schiedsrichter, die zu einem vergleichsweise bescheidenen Salär diesen nicht ungefährlichen Job machen. Der Soziologe Thomas Fatheue meint „Das Spiel selbst beruht auf einer Balance zwischen der Regel und ihrer Verletzung, zwischen Ordnung und Gewalt. Diese Balance hat der Schiedsrichter zu halten und sie ist äußerst fragil.“

„BINDING“ und VERBINDEN

Eine der rätselhaftesten Erscheinungen der Hirnphysiologie war viele Jahre lang das Zusammenbinden höchst unterschiedlicher Funktionen im Gehirn. Man muss wissen, dass unser Gehirn in funktionalen Modulen organisiert ist. Wenn wir sprechen, aktivieren wir Module für die Wörter, für die Grammatik, für die Wortbedeutung, für die Aussprache usw. Das alles erscheint uns gleichzeitig als gesprochene und regelgerechte Sprache, ohne dass wir erkennen können, dass sich unsere korrekten Sätze aus verschiedenen Zentren des Gehirns speisen. Das Zusammenwirken so verschiedener Funktionen des Gehirns verdanken wir seiner Fähigkeit, die Leistung dieser Zentren in Millisekunden zusammenzubinden. Wie Wolf Singer entdeckt hat, verdanken wir dies einer bioelektrischen Schwingung von 40 Hertz, die zur Synchronisation der aktivierten Module führt.

Auf das Fußballspiel übertragen, stellt sich die Frage, wie wird eine Mannschaft von elf Spielern zusammen gebunden. Wenn man beim New York Marathon ein paar tausend

Sportler auf der Brooklyn Bridge sieht, hat man ein Schwarmverhalten von Sportsindividuen vor sich. Was unterscheidet sie von 22 Sportlern auf dem Fußballfeld? Das binding! Die Fußballmannschaften sind zusammen gebunden durch den Ball und seine Regeln. Die Regeln und der Ball bestimmen das ganze Verhalten der Mannschaften, sonst nichts.

Fazit

Das Fußballspiel ist eine Erfindung des menschlichen Geistes. In den Worten moderner naturalistischer Hirnforschung ist Fußball ein Produkt menschlicher Gehirne. Es muss deshalb auch homologe Strukturen geben zwischen dem „Kollektivgehirn“ der Mannschaft und dem Gehirn der Individuen oder eines Prototyps „Gehirn“, wie ihn die Neurowissenschaften kennen. Die Organisation und die Funktionen in einem Supergehirn der Mannschaft können daher gar nicht anders sein als in einem individuellen Gehirn. Die Kenntnisse der physiologischen und der kognitiven Neurowissenschaften, auf das Fußballspiel angewandt, müssen daher fundamental zum Verständnis dieses Sports und zu seiner perfekten Umsetzung auf dem Platz leiten.

Referent:

Prof. Dr. Georg W. Kreutzberg
für den Mittwochskreis

Einstein und die Deutschen

Es wäre völlig falsch, sich Einstein im Alter als abgeklärten und gütigen Weisen vorzustellen. Auf die politische Entwicklung in Deutschland seit 1933 (und auch schon vorher) hat er außerordentlich emotional und scharf ablehnend reagiert. „Ich hoffe, die Deutschen werden sich am Ende des Krieges mit Gottes gütiger Hilfe weitgehend gegenseitig totschiessen“, meinte er im Sommer 1942. Eine Entwicklung zu einer wahren Demokratie hielt er für unmöglich.

Jedoch hat Einstein ohne zu zögern die Korrespondenz mit seinen alten Freunden und Kollegen in Deutschland wieder aufgenommen, z.B. mit Max von Laue, Otto Hahn und manchen anderen. An den Münchner Kollegen Arnold Sommerfeld schrieb er Ende 1946: „Es war eine wirkliche Freude für mich, Ihre leibhaftigen Zeilen nach all den finsternen Jahren zu empfangen. So Furchtbares, wie wir erlebt haben, hätten wir uns wohl beide nicht träumen lassen ... Nachdem die Deutschen meine jüdischen Brüder in Europa hingemordet haben, will ich nichts mehr mit Deutschen zu tun haben ... Anders ist es mit den paar einzelnen, die in dem Bereiche der Möglichkeit standhaft geblieben sind. Ich habe mit Freude gehört, dass sie zu diesen gehört haben.“

„Nun haben sie noch die Deutschen mit ihrem elenden Militär wieder aufgepöppelt“, klagte

er 1952. Kein Ereignis seiner späten Jahre beunruhigte ihn so sehr wie die deutsche Wiederaufrüstung. Seine tiefe Besorgnis äußerte er noch in seiner letzten Unterhaltung mit seinem Nachlaßverwalter Otto Nathan, wenige Stunden vor seinem Tod.

Die ablehnende Haltung Einsteins dem offiziellen Deutschland gegenüber wurde von Otto Nathan weiter exekutiert. Als die Bundespost 1962 in ihrer Dauerserie als Motiv für den 3-DM-Wert ein Kopfbild Einsteins verwenden wollte, erhob Nathan Einspruch. Die Post musste die vorbereitete Briefmarke wieder zurückziehen. In den vielen Gesprächen mit seinem Freund Einstein hatte Nathan dessen Ansichten sozusagen verinnerlicht. Wenn sich Einstein überhaupt an seine Zeit in Deutschland erinnern wollte, dann nur mit dem Gefühl, „wie naiv wir doch gewesen sind als Männer von 40 Jahren.“ Da hatte er (unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg) tatsächlich einmal geglaubt, dass es möglich sei „aus den Kerlen dort ehrliche Demokraten zu machen.“

Einstein erlebte bedrückende persönliche Erfahrungen mit dem Antisemitismus. Es war zu einer Massenveranstaltung gegen ihn und die Relativitätstheorie gekommen, organisiert von einem üblen antidemokratischen Demagogen namens Paul Weyland. Sie fand am 24. August

1920 im großen Saal der Berliner Philharmonie statt. Die Relativitätstheorie war für Weyland nichts weiter als eine „Massensuggestion“, Produkt einer geistig verwirrten Zeit, die auch anderes Abstoßende schon zur Genüge produziert hatte. So steigerte sich Weyland zu dem Satz: „Die Relativitätstheorie ist wissenschaftlicher Dadaismus.“

Der zweite Vorfall, der bei Einstein den Wunsch weckte, Deutschland zu verlassen, war der Mord an Reichsaußenminister Walther Rathenau am 24. Juni 1922. Es war die Tat von hass erfüllten Antisemiten. Das dritte gravierende Ereignis waren die antisemitischen Ausschreitungen in Berlin im Zusammenhang mit dem Hitlerputsch in München am 9. November 1923. Einsteins Frau Elsa war außer sich vor Angst. Vor allem um sie zu beruhigen, entschloss sich Einstein kurzfristig zu einer Auslandsreise. Bei seinem Freund Paul Ehrenfest in Leiden (NL) stand ihm immer ein „ruhiges Stübchen“ zur Verfügung. Als er gegen Jahresende nach Berlin zurückkam, hatte sich die Lage entspannt.

Nach der Machtergreifung und der Übersiedlung in die Vereinigten Staaten litt Elsa unter der Trennung von Deutschland. „Ja“, sagte Einstein, „vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen, war das Leben in Berlin wirklich

oft sehr schön. Aber es hat immer wie ein Druck auf mir gelastet, und ich habe lange ein böses Ende vorhergeahnt.“

Referent:

Prof. Armin Hermann
für den Residenzkreis München

Hidden Factors in the Formation of the Orchestra Unveiled

Our cultural life in the West, especially in Bavaria, is immeasurably enriched by orchestral music: the Münchner Philharmoniker, the Symphonie-Orchester des Bayerischen Rundfunks, the Nationaltheater-Orchester, the Orchester der Klangverwaltung, the Münchner Symphonie Orchester, and numerous other organizations, both amateur and professional offer us musical experiences of a repertoire too rich, too profound to comprehend in one Bavarian lifetime. In the West the symphony orchestra and its repertoire represents the source of the highest, most sublime, most abstract, most beautiful, manifestation of Western music: absolute music. The repertoire of symphonies of Haydn, Mozart, Beethoven, Brahms, Bruckner, to name but five masters whose symphonies have touched every person in this room, has formed our ears for the reception of noble sounds, has molded our minds for understanding and grasping abstract musical structures, has shaped our very souls for the influence of “deutsche Musik.” Under more mundane circumstances I would develop the classical notions of proportion and structure as a means of unfolding the deeper meanings and significations of this great cultural treasure; BUT, today represents the octave BEFORE Mardi gras, and on octaves realities are mirrored in mysteriously marvelous dimensions. Thus, given the fact that I was born in New Orleans, that

I was raised as a musician (even playing the viola), that I was trained as a conductor, that I (through some accident of American academic history) am Professor of Musicology (albeit emeritus), and, finally, that I now find myself in Bavaria, I propose to unfold for you some factors in the formation of Absolute Music that are often hidden beneath historical realities.

In the first part of my lecture I will spell out causes for the rise of the concerto grosso, that great precursor of orchestral music. Thereafter I will show how additional sounds added to the earlier musical texture made possible the sound of the modern symphony, and how those sounds brought about the modern orchestra. Finally, I will trace a few later developments in the history of orchestral music, for example, the rise of the conductor.

Having been trained in the philosophical basis of musical theory, I have, in the course of my musicological investigations, always tended to consider abstract, even mathematical principals as the basis of musical structures in our art music. After all, it was Pythagoras, who, by divine guidance, was led to discover the mathematical ratios that determined musical harmonies, and these ratios in turn have become the basis of our musical scale, the collection of pitches in which all art music, particularly symphonic music, is revealed to our sensibilities. A movement to the dominant tonality must be ultimately caused by the ratio of 3:2, the ratio of the fifth, and a tertian relation, following the thought of the great Italian theorist Zarlino, must be ultimately cause by the mathematical ratio 5:4. I have always found a certain certainty, a certain security of faith, in these basic principles. Indeed my work at the Akademie der Wissenschaften has been devoted to this approach to music.

But as I have aged, as I have entered “Ruhestand” and begun to reconsider the basic values of my life, I have come to doubt many

of these basic values, and this doubt – a kind of Cartesian self-examination – has led me to focus on the more human role in shaping the origins of musical institutions, indeed the role of human foibles in the formation of basic musical structures. One might even describe this change in my outlook as a conversion from a mathematical, scientific approach to music to a more “humanistic” understanding of this phenomenon that has played such an important role in my experience.

Let us begin by considering the origins of orchestral music: the ultimate roots of the orchestra are found in the larger chamber groups of the early eighteenth century, ensembles of from about half-a-dozen to a dozen musicians who performed in courts and in bourgeois gatherings for relatively small groups of well-dressed, well-mannered patrons. We naturally tend to picture these musicians as men (women musicians were very rare) of character, men who “fit” somehow into the social structure in which they found themselves. But my recent investigations have led in another direction. The musicians who gave birth to these early groups – the precursors of the orchestra – were predominantly string players, and as such, the musical manifestations of the culture were largely shaped by the nature of these musicians. Let us consider briefly these characters, and see the “human” influence on the development of our musical culture.

I am still struggling with the cause of this phenomenon, but the violin, small, delicate, female in shape, became the principal force in the development of instrumental culture in the 18th century. There existed some mysterious relation between this instrument and the development of the musical ego that dominated instrumental music for more than a century and a half. It has been difficult for me to document this thesis, for violinists have disguised

their own nature by repeatedly deprecating the nature of other instruments and instrumentalists, particularly the viola. But before we consider the nature of the viola, let us concentrate on the egotistical figure of the violinist and his instrument.

The violin is not a native European instrument, but rather was imported into both China and Europe from Arabic culture. The Chinese even named the instrument “Jin Hu,” which means “foreign instrument,” and the Chinese had the good sense to limit its usage to opera. But in Europe this set of strings scraped by a bunch of resined horse-hairs became the instrumental bases of both chamber and symphonic music. Violinists represent the incarnation of the human ego; and the concert master the most egotistical manifestation of this incarnation. An humble orchestral musician died and somehow ended up in heaven, and he was surprised to see a concert-master moving around the heavenly sphere with his instrument and commanding everyone else what to do; the musician spoke with a degree of disillusionment to an angel hovering nearby, and said, “I never thought I would meet a concert-master in heaven,” to which the angel replied, “That’s not a concert-master, that’s God! He just thinks he’s a concert-master.”

And violinists have a very difficult time with pitch, for they always want to sound brighter and more prominent than other musicians, and thus they always tend to play sharp. In my research I discovered a violinist’s motto – a truly deep, revelation of the musical principle of a violinist – in an violinist diary from around the year 1800; it read “It’s better to be sharp than to be out of tune.” One violinist asked me the question, “How can you tell when a violin is out of tune?” his answer “When the bow is moving.” Nevertheless the virtuosity developed by violinists is impressive, indeed striking. The fingers of their left hand fly like lightning,

dazzling all who here; but one must not forget the remark “when the bow is moving,” for, like lightning, the fingers of a violinist very rarely strike the same place twice. Moreover violinists are so argumentative, indeed litigious – a colleague in law once asked me “What do a violinist and a lawsuit have in common?” His answer, “Everybody is happy when the case is closed.” Let me end this characterization of the violinist and his instrument with an apocryphal story concerning Jacque Thibault, a famous French violin virtuoso of the early 20th century: He was once handed an autograph book by a fan in the greenroom following a concert, and he said “There’s not enough room on the page! What shall I write?” A pianist standing nearby offered the following helpful hint: “Write your repertoire!”

Significant musical ensembles could never have developed had the world been populated only by violinists. Their egos dominated, but they could never have assumed their dominant part were it not for the humble cellist. Musicians are rarely the most intelligent specimens of humanity, but violinists at least give the impression of intelligence because of their prominent egos. The cellist is, in reality, much more representative of the true musician. They are in love with music – a fact in itself that requires limited intelligence – and they spend most of their waking hours embracing their instruments, holding them with both arms and legs, and eyes fixed – on the rare occasions with they are open – on their beautiful instruments. They are, by nature, slow, not overwhelming by virtue of their brightness, and thus a fitting foil for violinists.

For example, why do cellists stand for long periods outside an apartment door? Because they can’t find the key and they don’t know when to come in. What is the basic requirement for entering the “international Cello competition”? The cellist has to hold the instrument

from memory. Once there was a cellist who played in the Leverkusen Symphony Orchestra. He wasn’t a very good player, so he sat in the back of the section. One day he was cleaning out his attic and discovered an old lamp, which he dusted off and, low and behold, a genie popped out. “For releasing me from this lamp I’ll grant you three wishes” said the genie. The poor cellist thought for a moment and replied, “Make me a better musician than I am now.” The genie said it would be done; he was to go to sleep and he would wake up a better musician. The next day he woke up to find himself the principal cellist in the Bamberg Symphony; that was just great, he thought. But he knew he could do better. So he rubbed the lamp again, and out popped the genie. “You still have two wishes,” said the genie. “I want you to make me an even better musician than I have become!” said the cellist. The pattern was repeated, and when the cellist awoke, he discovered he was now the principal cellist of the Berlin Philharmonic. The cellist, an aspiring musician at heart, still had idealist visions, so yet he again called forth the genie and requested that, for his last wish, he might become a still better musician. The next morning, when he awoke, he found himself back in Leverkusen, sitting in the last chair of the second violin section.

But now to the musical factors that derive from these humanistic stories. The beginnings of orchestral music are found in the concertogrosso, that 18th century form that we know through the numberless compositions of Vivaldi and the limited, but sublime, concerti of Bach. The fundamental, inescapable structural element in these compositions is the polarity between the upper part – that played by the violin – and the bass part – that played by the cello, and occasionally – in the ritornello – three parts (first and second violin, plus cello). The true nature of this form has been explained by numerous musicological theses: the rise of

virtuosity, the development of major and minor tonality, the influence of dance music, etc. etc. But the true structure and form of the concerto grosso must be seen in the egotistical nature of the violinist and the humble, somewhat dull nature of the cellist. The following example serves as illustration:

In the late eighteenth century the sociology of musicians became more diverse, more complex, and, as a consequence, fundamental changes in the nature of musical form and style took place. The polarity between a dominant treble part, an humble bass, and three part harmony were replaced by a musical texture much richer in the middle, a texture that ultimately led to the development of the full and rich string sound that we know as the basis of orchestral sound today. The cello, becoming increasingly bored with its overly humble role, began to take on a more prominent role, even began to play melodies from time to time; the cello began to get pushy like the violin, and even began to play sharp like the violins. Thus new instruments were required to support the ever prominent violin and the newly ambitious cello. These two most significant musical transformations that took place in reaction to this new phenomenon were the developments of the viola and the double-bass as integral instruments in the orchestral texture.

Now the viola and the violist represent the most complex physiological and psychological phenomenon of orchestral music during the nineteenth and twentieth centuries. This instrument should play a fifth lower than the violin, an octave higher than the cello; but if it

is built much larger than the violin, the human arm cannot cover the finger board. Consequently great compromises in sound have taken place with regards to the instrument. While the low C of the viola is an octave higher than the low C of a cello, the length of the instrument cannot be half the length of a cello. The low C on a viola tries to sound musical, but some modern musicians have said it sounds more like a dish-washer – or a chain saw. The nature of the instrument has consequently affected those who try to make music with it, and these players have been the objects of more ridicule than any other musicians, in turn causing them to experience great bouts of depression and incurable inferiority complexes. One must seek some of the causes for this in the nature of violinists, who always tend to look down on all other musicians. Concisely stated: Why are viola jokes so short? Answer: So violinists can understand them.

In 1898 a musical publication quoted Wagner – long dead by then – as saying: „The viola is commonly (with rare exceptions) played by infirmed violinists, or by decrepit players of wind instruments who happen to have been acquainted with a string instrument once upon a time.“

And playing the instrument seems so demanding and complex compared to other stringed instruments. Normally a violinist or a cellist uses five or six positions in getting around complex passages with his left hand, but a violist has difficulty finding even two positions, perhaps because of the awkward size of the viola, and the third position is considered impossible. In German the word for “position is “Lage,” and hence the following German description of the violist’s problem: Was sind die drei Lagen auf der Bratsche? Erste Lage, Notlage, und Niederlage. Just as the viola served to enrich the sound in the middle register between that of the violin and the cello, the double bass

strived to give a deep and rich bottom to the newly expanded string section in the early nineteenth century. But bassists developed their personality problems along with other string players – especially because of the difficulty of determining the pitch in these very low registers. At one rehearsal, the conductor stopped and shouted to the bass section: „You are out of tune. Check it, please!“ The first bassist pulled all his strings, and said, „Our tuning is correct: all the strings are equally tight.“ The second bassist turned to him, sneering, „You bloody idiot! It’s not the tension. The tuning pegs have to be set at the same angle!“ Another bassist was very upset before a rehearsal, and the concert master asked about his angry demeanor. „The tympani player turned one of my tuning pegs when I wasn’t looking!“ wailed the bassist. The concert master replied, „That should be no big problem, just tune it.“ The bassist replied: „But he won’t tell me which one he turned.“

Then musicians who played other instruments made their way into the orchestra, enabled particularly by Mozart – always aware of the comic as well as the serious nature of instruments and musicians; in his later piano concertos in particular a wide variety of solo parts were assigned to instruments other than the piano. By the year 1900 the central substance of orchestral sound – the strings – was supplemented by many woodwind and brass instruments.

Double reed players – oboists and bassoonists – were particularly problematic; they had to spend untold hours making reeds that, when blown upon, probably caused brain damage because of oxygen starvation experienced while playing. While their instruments contributed richly to the variety of orchestral sounds, their mental capabilities and personalities should not be underestimated when we consider the „humanistic“ factors that shaped musical culture in the 19th century.

And then there is the horn, miss-named „French horn“ in English – everyone knows it’s an Austrian instrument. The introduction of this instrument into the orchestra remains a great mystery. It somehow migrated from the hunt and became the hunter! Why hunter? Because it is always looking for the note! How do you make any other brass instrument sound like a horn? Just stick your hand in the bell and play lots of wrong notes. And hornists, sitting just behind the violas, make violists appear super intelligent. When the conductor announced „Let’s go back to the first measure!“, the hornist raised his hand and said, „But my part doesn’t have numbers.“

So in the early 19th century, enriched by a variety of new instruments, the old polarity between violin and cello disappeared, and a new symphonic sound emerged, indeed a new symphonic form: sonata form – that most highly regarded manifestation of Western musical culture. Now most musicologists consider this form the product of genius composers manipulating tonal principles, but given the „humanistic“ tendencies we have discussed in this lecture, this development should be thoroughly reconsidered.

As Beethoven arrived in Vienna the symphony was transformed: In the fifth symphony Beethoven added trombones. Trombones! A trombone is a slide whistle with delusions of grandeur. A gentleman is someone who knows how to play the trombone but doesn’t. How can you tell a trombonist’s kids on the playground? They don’t know how to use the slide. After the trombone became a regular member of the orchestra the violists, sitting in the back of the string section, had no chance; the deafening racket of loud brass now made their considerable difficulties hearing even more problematic.

And finally we arrive at that peerless leader of musicians, the conductor. Now the conductor lives with the delusion that he is responsible

for music emerging from the orchestra, but, as we have learned in these deliberations, other hidden causes are ultimately responsible for musical styles. The egos of these time-beaters makes egos of violinist appear minuscule. And, when their comments are more closely examined, we begin to see their true nature. Let me offer you as evidence, six actual quotes spoken by Eugene Ormandy:

„If you don't have it in your part, leave it out because there is enough missing already.“

„I need one more bass less.“

„We can't hear the balance yet because the soloist is on the plane.“

„Thank you for your cooperation and vice versa.“

„I never say what I mean, but I always manage to say something similar.“

„I don't want to confuse you more than absolutely necessary.“

I once knew a guy who was so dumb that his music teacher gave him two sticks and made him a drummer. Then he lost one, and became a conductor. Why are conductors' hearts in such demand for transplants? Because they have been used so little. A man and his son were walking through a cemetery. The boy asked, „Daddy, did they bury two people in that grave?“ The father said, „Two people? Let me take a look.“ So the father took a look, and sure enough, the marker said, „Here lies a symphony conductor and a humble man.“ And one final two-liner: What is the difference between a bull and an orchestra? The bull has the horns in the front while the ass lies in the rear.

And so on this octave before Fasching we consider the sublime of musical culture as

ridiculous. But let us not forget, that every thesis has its antithesis, every affirmation is corollary, every reality its reflection in the mirror. Fasching is fun, yet a serious time. We sing our „alleluias“ with great sincerity before they disappear on Ash Wednesday until the Easter Vigil. And as we sing, as we make music, let us never forget that this divine gift represents the most human of experiences.

Referent:

Prof. Calvin M. Bower
University of Notre Dame,
Indiana, USA

Veranstalter: IBZ München e.V.

Miklós-Radnóti-Gedenkabend

Ich kann nicht wissen,
was dem andern dies Stückchen Land
in Flammen hier bedeutet.
Mir ist es Vaterland ...

(Miklós Radnóti: Ich kann nicht wissen)
dt.: Franz Fühmann

In einer Festveranstaltung am 14. Januar 2010 gedachte das Institut für Finnougristik/ Uralistik des herausragenden ungarischen Lyrikers des 20. Jahrhunderts, Miklós Radnóti, anlässlich seines 100. Geburtstages. Radnóti war einer der bedeutendsten Vertreter der dritten Generation der legendären literarischen Zeitschrift *Nyugat*, ‚Westen‘, die in der Zeit zwischen 1908 und 1941 als wichtigstes Organ der literarischen Moderne in Ungarn galt.

„Ich wurde am 5. Mai 1909 in Budapest geboren. Meine Geburt kostete meiner Mutter das Leben, und ich war zwölf Jahre alt, als auch mein Vater starb. [...] Im Herbst 1930 wurde ich an der Philologischen Fakultät der Universität Szeged immatrikuliert. Im Juni 1934 promovierte ich *summa cum laude*. [...] Mein erster Gedichtband erschien - noch vor Beginn meines Universitätsstudiums - im Frühjahr 1930 in Budapest, mit dem Titel *Pogányköszöntő*, ‚Heidnischer Gruß‘. [...] Seit dem Erwerb meines Lehrerdiploms bin ich ohne Anstellung, ich

lebe ärmlich aus bescheidenem literarischem Gehalt und Privatunterricht.“ (Miklós Radnóti: *Curriculum vitae*)

Die frühe Lyrik Radnóti's zeichnet sich durch eine reiche Vielfalt dichterischer Lösungen aus, was der Inspiration des Expressionismus und der Avantgarde zu verdanken ist. Die Diktion seiner späteren Gedichte ist vereinfachter, homogener; hier werden Radnóti's klassisierende Bestrebungen deutlich. Allgemein wurde der Neoklassizismus in der ungarischen Literatur in den 1930er Jahren. Ein wichtiger Grund dafür war die Vorahnung des Krieges und die Bestrebung der Autoren, ihre Botschaft mit Hilfe von traditionellen Artikulationsmitteln einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Das Besondere im lyrischen Lebenswerk Radnóti's ist, dass es eine außergewöhnliche Einheit von Leben und Dichtung darstellt. Seine letzten Werke entstanden unter Umständen, unter denen meistens keinerlei Dichtung erhalten bleibt, geschweige denn einwandfrei komponierte Gedichte. Radnóti hat mit beispielloser geistiger Anstrengung im Lager als Arbeitsdienstler, und danach während des „Gewaltmarsches“, permanent geschrieben.

In seiner Dichtung und Prosa kehrt Radnóti sehr oft zur Tragödie des frühen Todes seiner Eltern und der daraus folgenden Zerbrechlichkeit seiner eigenen Existenz zurück. Seine Lyrik spannt den Bogen zwischen den traumatisch-tragischen Umständen seiner Geburt und seines Todes.

Im Jahre 1943 ließ er sich taufen. Wegen der diskriminierenden Maßnahmen hatte die Konvertierung zum katholischen Glauben zu diesem Zeitpunkt keinen realen Vorteil mehr. Nicht einmal Radnóti's engste Freunde wussten davon. Man weiß genau, welchen Weg Radnóti in seinen übrigen eineinhalb Jahren gehen musste, seinen Kreuzweg von Serbien, aus dem Arbeitslager bis nach dem ungarischen Abda bei Győr. Das Werk des mit 35 Jahren ermorde-

ten Dichters ist natürlich ein Fragment geblieben. Und die fragmentarisch gebliebene Lyrik Radnóti handelt bis zum Ende davon, dass sie gewaltsam unterbrochen wird, also ein Fragment bleibt. Trotz alledem hinterließ Radnóti ein perfektes, abgeschlossenes lyrisches Werk, das eine außerordentliche und fast beispiellose Einheit der Dichtung und des persönlichen Schicksals repräsentiert. Seit seinem Tod ist sein Lebenswerk Teil des literarischen Kanons. „Radnóti Dichtung sucht die Antwort auf die Frage, in welcher Beziehung das persönliche Leben des Dichters mit dem von ihm geschaffenen Werk steht, ob es möglich ist, die Einheit von Existenz und Schreiben zu schaffen.“ (Győző Ferencz, Monograph von Miklós Radnóti)

Die Festveranstaltung wurde mit einer musikalisch-visuellen Präsentation eröffnet, durch die die zahlreich erschienenen Gäste einen Einblick in die Vita des Autors gewinnen und die düstere historische Realität der 1930-40er Jahre, in der Radnóti lebte und wirkte, nachempfinden konnten.

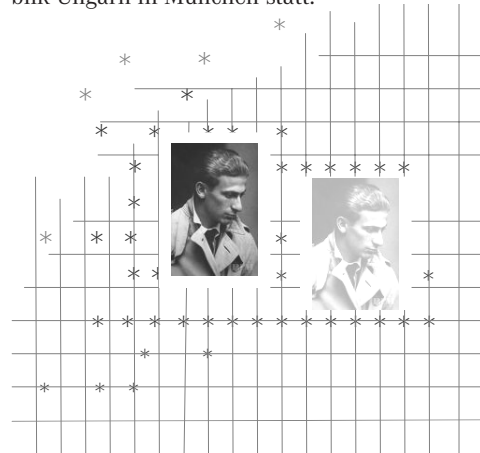
Mária Kelemen, Lektorin für Ungarisch am Institut für Finnougristik/Uralistik stellte in ihrer literarischen Einführung anhand von Radnóti's Tagebuchauszügen die wichtigsten Lebensetappen des Lyrikers dar, die im Falle Radnóti's unzertrennlich von der poetisch konzipierten immanenten Welt seiner Texte sind. Im Mittelpunkt des Gedenkabends stand der Vortrag des Gastes aus Ungarn.

Dr. habil. Gábor Schein, Literaturwissenschaftler und selbst Schriftsteller, studierte Hungarologie und Germanistik und ist als Dozent an der Loránd-Eötvös-Universität in Budapest am Institut für Moderne Ungarische Literatur tätig.

In seinem Vortrag thematisierte Dr. Gábor Schein unter anderem die Bedeutung des ungarischen Dichters im europäischen literarischen Kontext. Den Schwerpunkt seines Referates

stellte die Analyse eines für das lyrische Lebenswerk repräsentativen Gedichtes **Ich kann nicht wissen** aus dem Jahr 1944 dar.

Die Veranstaltung fand mit freundlicher Unterstützung des Generalkonsulates der Republik Ungarn in München statt.



Miklós Radnóti

Die Konzeption, die künstlerische Gestaltung und die Dramaturgie des gesamten Gedenkabends war die Arbeit von Tamás Kelemen, Bibliothekar des Instituts für Finnougristik/Uralistik.

Zusammenfassung:

Mária Kelemen, M.A.
Institut für Finnougristik
Ludwig-Maximilians-Universität
München

„Many Candidates, but WHO was the Real Shakespeare?“

Unübersehbar ist die Literatur über diesen Welt-dramatiker. Aber stammt das ebenso kolossale wie tiefgründige Werk wirklich aus der Feder des 18-jährig nach London ausgebüxten Stratford Handschuhmachersohns mittlerer Schulbildung? Des späteren Schauspielers mittlerer Rollen an diversen Londoner Theatern? Unwahrscheinlich! Viel naheliegender:

Shakespeare als „Frontman“ für einen unerkannt bleiben wollenden (oder müssenden?), weitge-reisten, sprachenkundigen, weltläufigen Hoch-adligen wie etwa den Schatzkanzler Sir Francis Bacon oder Edward de Vere, den 17. Grafen von Oxford. Letzterer 2009 souverän vorgestellt von Kurt Kreiler in „Der Mann, der Shakespeare erfand. Edward de Vere, Earl of Oxford“. Gegen „Oxfordianer“ wie „Baconianer“ fuhr Professor James Shapiro von der Columbia University 2010 mit „Contested WILL, Who Wrote Shakespeare?“ überzeugendes Geschütz auf. Unerwähnt von ihm (weil unbekannt?) die wohl erstaunlichste Verteidigung des William Shakespeare von Stratford durch Prof. Dr. Hildegard Hammerschmidt-Hummel in mehreren, u.a. mit Hilfe des BKA recherchierten und üppig bebilderten Studien: Shakespeare erscheint darin als Krypto-Katholik, von 1585-1592, den berühmten „seven lost years“, in Nordengland und Rom ausgebildet, danach als Liebhaber der Verlobten seines Freundes und Gönners Henry Wriothesley, des 3. Grafen von Southampton und präsumptiver

Vater von dessen Tochter Penelope, der späteren Lady Spencer, Ahnherrin des Spencer-Clans und somit, wenn's stimmt, als direkter Vorfahr von Winston Churchill, Lady Di und Prince William. Wonders will never cease!“

Referent:

Prof. Wilhelm Hortmann

Mitglied:

Deutsch-Britische Gesellschaft

Symbolism and Ritual in the British Parliament

A cross-fertilisation of artistic influences between Munich and London was one of the interesting features of a talk given in October to the German-British Society by Robert Wilson, who recently retired from the British House of Commons as Director of Committee Services. He traced the origins and development of a Parliament of two Chambers installed in the medieval Palace of Westminster, who were later allocated its chapel by the king as their main debating Chamber. A disastrous fire in 1834 provided the opportunity to construct a purpose-built gothic edifice, using the logical planning of Charles Barry and the decorative genius of A. W. Pugin.

A key element was Prince Albert, Prince of Coburg and husband of Queen Victoria, who chaired a Commission from 1841 to select artists and themes for the decoration of the interior of the new building. A celebration of the history of the British nation was the objective, and specific comparisons were made with the fine new buildings in Munich created under Ludwig I. Indeed one of the German artists travelled to London to offer advice on the use of fresco. Both in England and Germany a romantic vision of the age of chivalry was a strong influence for artists at this time, from the novels of Sir Walter Scott to King Arthur and the Knights of the Round Table and the Nibelung legend.

Robert Wilson used a fine series of slides to demonstrate the richness of the splendid interiors at Westminster which remain largely unaltered and are dominated by the themes of monarchy and evolutionary democracy. He demonstrated the continuity of the symbolism even as Parliament as an institution has transformed its way of working.

Referent:
Robert Wilson

Mitglied:
Deutsch-Britische Gesellschaft

Der Einfluss von „Private Military Companies“ auf die Sicherheitspolitik am Beispiel Afrikas

Söldner und „Private Military Companies“ (PMC) üben einen gewaltigen Einfluss auf das weltweite sicherheitspolitische Geschehen aus. Speziell in Afrika wären die meisten Konflikte ohne Einsatz fremder Truppen auf privater Basis oder Initiative nicht zu führen oder zu beenden gewesen.

Von den Anfängen der Unabhängigkeitskriege im Kongo, Mozambique und Angola über die Sezessionsbestrebungen Katanga's und Biafra's bis zu den modernen Konflikten in Sierra Leone, Tschad, der Demokratischen Republik Kongo oder dem Sudan: Überall spielen und spielten Private Military Contractors eine maßgebliche und oft entscheidende Rolle.

Unterschiedlichst in der Weltöffentlichkeit wahrgenommen, wandelte sich das Bild vom Abenteuerer zum professionellen Kämpfer. Doch der tatsächlich im Kampfeinsatz involvierte PMC ist nur ein kleiner Teil dessen, was die Branche der Private Military Industry an Firmen hervorbringt. War die Private Military Industry in den Jahren der Afrikanischen Unabhängigkeitskriege noch von Namen wie Bob Denard und Mike Hoare geprägt, so sind es heute klingende Namen von international tätigen Unternehmen wie Executive Outcomes, Blackwater, DynCorp oder Military Professional Resources Inc. (MPRI). Damals noch kleine Trupps, bestehend aus stahlharten Kämpfern, stellen die heutigen PMCs die für

moderne Kriegsschauplätze wichtige Infrastruktur wie Wartung und Instandhaltung von Fahr-, Flugzeugen und Material. Auch im Post-Conflict Management sind private Militärdienstleister bei Entminungsprojekten und Ausbildung von lokalen Sicherheitskräften im Einsatz.

Abschließend zeigte der Vortrag auch anhand von Büchern wie „Dogs of War“ vom ehemaligen BBC Auslandskorrespondenten und Biafra-Kriegsberichterstatler Frederick Forsyth oder den Filmen „The Wildgeese“ und „Proof of Life“, dass in dieser Branche Fiktion und Realität nicht weit voneinander entfernt sind.

Referent:

Gregor Waldhauser, M.A.

Mitglied:

Gesellschaft für Außenpolitik

„Abwechselnd an Tätigkeit, Genuß und Gewinn“: 1810 – ein bedeutendes Jahr in Goethes Leben

Die Goethe-Gesellschaft München machte Goethes Einträge in seinen Tag- und Jahresheften auf das Jahr 1810 zum Angelpunkt ihrer diesjährigen Vortragsreihe. Goethe charakterisierte dieses Jahr so: „Ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Tätigkeit, Genuß und Gewinn; so daß ich mich bei einem überreichen Ganzen in Verlegenheit fühle, wie ich die Theile gehörig ordnungsgemäß darstellen soll.“ Neben vielen Alltagsgeschäften vermelden diese Aufzeichnungen stolz die Veröffentlichung der Farbenlehre, was Goethe als einen „Befreiungstag“ empfand. Dr. Manfred Osten (Bonn) berichtete von deren Hintergründen am 25. Oktober 2010.

Zum Jahr 1810 gehört auch eine wie beiläufig erwähnte Überlegung zur Frage des geistigen Eigentums. Dr. Philipp Theisohn (ETH Zürich) führte am 22. November 2010 vor, dass auch Goethes Roman 'Die Wahlverwandtschaften' unter der Perspektive des Urheberrechts gelesen werden kann. Bei der Dominanz naturwissenschaftlicher Arbeiten Goethes scheint das Literarische zum Nebenprodukt zu verkommen. Doch Prof. Dr. Hendrik Birus (Bremen) zeigte am 17. Januar 2010, dass Goethes Gelegenheitsdichtungen des Jahres 1810 keine Verlegenheitsdichtungen sind, sondern durchaus eine nähere Betrachtung lohnen. Wie jedes Jahr fuhr Goethe auch 1810 zur Kur nach Böhmen. Dr. Johannes John (München) analysierte am 14. Februar 2010 diese Badereisen Goethes.

Zu den wirkungsreichen Ereignissen des Jahres 1810 gehört auch Goethes neuerlicher Kontakt zur mittelalterlichen Kunst, den die Brüder Boisserée herstellten, die im gleichen Jahr ihre umfangreichen Bildersammlungen in Heidelberg der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hatten. 1814 und 1815 wird der neugierig gemachte Goethe zur Besichtigung anreisen und vorsichtig ein „neues Feld“ seiner Kunstvorstellungen eröffnen – eigentlich gegen seinen Willen. Trotz der Interessenskollision mit dem Betätigungsfeld der ihm verhassten Romantiker erweist sich Goethe fähig zu einer Zukunftsperspektive, die zugleich eine Rückkehr zu den eigenen Wurzeln darstellt. Goethe erinnert mit dem Stichwort „Straßburg“ an seinen Aufsatz 'Von deutscher Baukunst' von 1773. Hubertus Kohle schließt am 9. Mai 2010 mit seinem Vortrag über Goethes Auseinandersetzung mit der gotischen Architektur den Zyklus ab.

Unsere Vortragsreihe, die Goethes Jahresaufzeichnungen von 1810 folgt, kann zeigen, wie „bedeutend“ dieses Jahr 1810 für den 60jährigen Goethe war, eben „abwechselnd an Tätigkeit, Genuß und Gewinn“.

Zusammenfassung:
Prof. Rolf Selbmann

Mitglied:
Goethe-Gesellschaft München

Creative Cities: Culture, Space and Sustainability International Conference

The conference Creating Cities: Culture, Space and Sustainability investigated the forces that shape the conditions of urban development and the creation of cities in comparative and interdisciplinary perspective. In recent years, the notion of the „creative city“ has become a guiding framework for thinking about the present and future state of cities and their capability of coping with the impact and challenges of globalization.

The writings of Richard Florida and Charles Landry have laid the basis for a new urban agenda that focuses on innovation, cultural revitalization and the built environment, attaching great importance to the contribution of the arts and the cultural sector to the economy. To be creative, cities thus must offer a vibrant environment, cultural amenities and career choices sufficient to attract groups with talent to build creative industries. In prominent examples of creative cities such as Berlin the marketing policy mainly focuses on the creative industry sector including tourism. But in fact, a multitude of prerequisites and preconditions is necessary for the creation of cities at all, thus laying the basis for any kind of urban development.

In this context, this conference focused on the interactions among culture, sustainability, and space. It to emphasised inquiry into the dynamics of cultural creativity, industries and production, the risks and benefits of both cultural

diversity and social inclusion or exclusion, the sustainability of efforts to plan and redesign the urban built environment to promote creativity, and the identity politics of representations of the city and creativity in the popular imagination as well as spaces of heritage and tourism. The contributions stated that there are many different groups and focal points related to creating cities, so one major purpose of this conference was to create a framework in which both practitioners and researchers of different disciplines can interact and share ideas about how urban environments are being transformed.

Referenten:

Prof. Evelyn Schulz und Prof. Johannes Moser

Mitglied:

Prof. Johannes Moser

Die Geschichte Südosteuropas neu denken

Wir sind gewohnt, die Geschichte dieser Region als eine Abfolge und/oder ein Nebeneinander von Staats- und Nationalgeschichten darzustellen und die heutige staatlich-nationale Gliederung weit in die Vergangenheit zurück zu projizieren. Damit wird der Blick auf Kategorien und Prozesse verstellt, die jenseits der Staats- und Nationsgeschichte verortet sind, diese in Frage stellen oder durchkreuzen.

Die Konfliktgeschichte der Region ist – nicht allein, aber zu wesentlichen Teilen – eine Folge dieses Denkens in staatlichen und nationalen Containern.

Der Vortrag von Prof. Sundhaussen war ein Plädoyer für einen Perspektivwechsel, der den Erfahrungen der Menschen und ihrem Alltag gerechter werden soll.

Referent:

Prof. Dr. Holm Sundhaussen

Mitglied:

Prof. Hans-Ulrich Küpper

Script and Sound

Die Tagung Script and Sound setzt die von Professor Elvira Glaser (Universität Zürich) im Jahr 2008 begründete interdisziplinäre Tagung (LautSchriftSprache) fort. Gegenstand der Erforschung ist die Umsetzung von Laut in Schrift. Die von Prof. Dr. Hans Sauer und Dr. Gaby Waxenberger organisierte Tagung greift den Grundgedanken auf, doch entwickeln ihn die Veranstalter weiter, indem sie die Tagung unter das Motto The (Dis)ambiguity of the Grapheme stellen. An zwei Tagen (9.-10. September 2010) legten Linguisten aus Italien, Großbritannien, Kanada, Norwegen, Tschechien, der Schweiz und Deutschland ihre neuesten Forschungen zum Verhältnis Graphem – Phonem vor. Die untersuchten Sprachen und Schriften reichen von Keilschrift und Hieroglyphen in Anatolien über Runen im angelsächsischen England und der Wikingerzeit in Skandinavien bis hin zum Buchstaben <G> in der Geschichte der tschechischen Orthographie, um nur einige zu nennen. Die Bandbreite der untersuchten Sprachen und Sprachstufen umfasst das Alt- und Mittelenglische, das Alt- und Mittelhochdeutsche, das Altnordische und Altisländische sowie das Altirische, Hethitische, Akkadische und das Tschechische.

Mitglied:

Prof. Hans Sauer

Verschiedene Referenten

Forgetting Faith? Negotiating Confessional Conflict in Early Modern Europe

For the last decade, early modern studies have significantly been reshaped by raising new and different questions on the uses of religion. This ‚religious turn‘ has generated new discussion of the social processes at work in early modern Europe and their cultural effects. So far, the issue of religious pluralisation and the divisions between Catholic and Protestant positions, among sectarian movements or between the church and the state have been mostly debated in terms of dissent and escalation. This may have been due to the fact that religious plurality becomes most visible in polemic representations such as pamphlets, treason statutes, religious tracts or ecclesiastical historiography.

While such representations clearly reflected and actively shaped early modern culture, they did not comprise this culture in its entirety.

Despite the centrality of confessional conflict, it did not always erupt into hostilities over how to symbolize and perform the sacred nor lead to a paralysis of social agency. Rather, everyday life had to go on, people had to arrange themselves somehow with divided loyalties - between the old faith and the new, between religious and secular interests or between officially sanctioned and privately held beliefs. The order of the day may well have been to suspend confessional allegiances rather than enforce religious conflict, suggesting a pragmatic rather than polemic handling of religious plurality.

This conference explored such a suggestion. The title „Forgetting Faith?“ raises the question whether it was necessary or indeed possible to sidestep religious issues in specific contexts and for specific purposes. To reconstruct possible sites and strategies of „forgetting faith“, however, does not mean to describe early modern culture as a process of secularization. Rather, this conference discussed the specific ways to negotiate confessional conflict precisely because faith still mattered more than many other social paradigms emerging at that time, such as nationhood or race. (Isabel Karremann)

Referent und Mitglied:

Prof. Tobias Döring

Homo Oeconomicus: Geld oder Moral?

Ist Homo Oeconomicus ein Bösewicht, der, von Profitgier getrieben, durch die weltweiten Vorstandetagen geistert? Oder ist der Mensch eben ein Egoist, der sich manchmal den Luxus gönnt moralisch zu sein?

Dieser Frage sind Prof. Dr. habil. Karlfriedrich Herb und Frau Antje Forkel auf höchstem wissenschaftlichen Niveau nachgegangen.

Karlfriedrich Herb ist ordentlicher Professor für Politische Philosophie an der Universität Regensburg und berät im Rahmen der Philosophika Counseling Unternehmen in Fragen der Werteorientierung. Frau Antje Forkel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Politwissenschaft und promoviert derzeit zur Frage moderner Wirtschaftsethik, wozu sie ein Stipendium der Bayer. Eliteförderung erhielt. Der Vortrag startete mit der Frage: Wie moralisch muss man(n) und Frau eigentlich sein, wenn man in Unternehmen und am Markt erfolgreich sein will? Erst kommt das Fressen, dann die Moral, so Berthold Brecht. Ist das bei Unternehmen auch so, erst kommt die Bilanz und dann, als Kosmetik die Ethik? Die Praxis der Menschen bezieht sich auf „das Leben muss verdient werden“, dies ist eine ökonomische Frage. Alles andere hatte da eher eine untergeordnete Rolle. Moralisch ist also unwirtschaftlich oder anders ausgedrückt, was moralisch ist, rechnet sich nicht. Wie bringt man denn nun die zwei Welten aus Moral und Wirtschaft zusammen?

Die Referenten beantworteten dazu folgende Fragen:

Wie steht es um die Ethik im Unternehmen?

Ist der Homo Oeconomicus Mensch oder nur das Modell eines Menschen?

Ist der Homo Oeconomicus ein Erfolgsmodell?

Wo steht der Homo Oeconomicus in der Wirtschaft?

Mitglied und Veranstalter:

EWMD Deutschland e.V.

MentalTOP Positives Lebensmanagement

Zum Thema Mental Fitness referierte Marianne Dasch, die seit 30 Jahren in der Erwachsenenbildung tätig und Geschäftsführerin der Gesundheitsakademie „health and more“ ist. Als Leiterin des Projekts MentalTop, das aus Mitteln des Kulturfonds Bayern gefördert wird, veranstaltet sie Workshops zu folgender Fragestellung:

Lassen sich mit einfachen Änderungen im Lebensstil die mentale Leistungsfähigkeit, Vitalität und psychische Stabilität von älteren Berufstätigen erhöhen und gleichzeitig die Leistung und Zufriedenheit im Beruf steigern? Uns allen bekannt: Schon heute, so wie in Zukunft, wird lebenslanges Lernen das Leben bestimmen. Deshalb ist geistige Fitness für unsere Wissensgesellschaft eine Grundvoraussetzung.

Das System von MentalTOP zeigt auf, wie sich lebenslanges Lernen mit dem Berufsalltag gut vereinbaren lässt und damit mehr (geistige) Leistungsfähigkeit im Beruf, wie auch im Alltäglichen erreicht werden kann. Marianne Dasch gibt Antwort auf die Frage:

„Wie schaffe ich meinen Alltag einfach besser?“ Allerdings wird dieses Wissen zu wenig in die Praxis übertragen. MentalTop baut hier eine Brücke zwischen Theorie und Praxis.

Mitglied und Veranstalter:
EWMD Deutschland e.V.

Bojko Borisovs Bulgarien?

Die bulgarischen Parlamentswahlen vom 5. Juli 2009 führten zu einer „krachenden“ Niederlage der Dreierkoalition aus Sozialisten/BSP, der Nationalen Bewegung Simeon II./NDSV und der Türkenpartei/DPS. Damit machte der erbitterte Wähler seinen Wunsch deutlich, dass acht Jahre Misswirtschaft, Rechtlosigkeit und Korruption ein Ende finden mögen. Die „Fortschritts“-Berichte der EU-Kommission legen ein beredtes Zeugnis über diese Zustände ab - und hinderten doch unbegreiflicherweise nicht den EU-Beitritt Anfang 2007. Selbst der neue Ministerpräsident Bojko Borisov räumte bei seinem Berlin-Besuch Anfang Februar 2010 ein, der Beitritt sei verfrüht gewesen.

Sieger der Wahlen im letzten Sommer wurde mit knapp 40% und 116 Mandaten (von 240) der Bürgermeister von Sofia und Schöpfer der 2005 gegründeten Partei GERB. Warum Borisov - trotz seiner zweifelhaften Vergangenheit - gesiegt hat, was er ändern will und ob sich bereits positive Veränderungen abzeichnen, erläuterte Dr. Klaus Schrameyer in seinem Vortrag.

Referent:
Dr. Klaus Schrameyer, Botschafter a.D.

Mitglied:
Deutsch-Bulgarische Vereinigung in Bayern e.V

Social Security of Internationally Mobile Researchers

Summary

According to more traditional type of career path, a mobile researcher has left the country of origin and moved abroad for a longer period of time, where he/she was covered by the social security system of the host state long enough to be entitled to a wide scope of social security benefits.

Such career path has become more and more seldom. The patterns of mobility have become more diverse. They are characterised by multiple shorter-term stays. Although, research may be linked to a specific place (e.g. lab or site), it is more and more done in multinational teams that carry out their research in multiple countries.

Researchers engaged in very similar activities in various Member States may hold very distinctive social security statuses (ranging from students to employees or civil servants), guaranteeing them complete or restricted access to social security rights (e.g. pensions, healthcare, unemployment and family benefits) compared to other professionally active persons. This diversity is an expression of national competence in regulating social security matters and as such reflected also in the EU social security coordination law. Special rules may apply to researchers coming to the EU from non-EU States. Their social security may be coordinated on the grounds of bilateral agreements, and special rules might apply if they move within the EU.

It is argued that all researchers, including younger researchers at early stages of their research career, should be treated as professionally active persons. Researchers should not suffer disadvantages merely because they are performing research in another country. The existing social security related obstacles to the free movement of researchers should be eliminated, if we want to create a genuinely open and dynamic European Research (and Higher Education) Area.

Referent:

Prof. Grega Strban, Faculty of Law, University of Ljubljana

Veranstalter:

IBZ München e.V.



Impressum:

Redaktion:

Sabine Mennella

Lektorat:

Barbara Klingan

Layout:

Ninon Seydel,
Illustration & Grafikdesign, München

Unterstützt wurde dieses Projekt von
Siglinde Kosina

Druck:

Bavaria Druck GmbH, München

ISBN 978-3-00-034780-1

Bildnachweis:

Umschlaginnenseite: Vertreter der
verschiedenen IBZ Deutschlands

S. 4: Prof. Dr. Christopher Balme

S. 6: Prof. Karl Küpfmüller

S. 7: Prof. Hans Piloty,
Prof. Hans Ferdinand Mayer

S. 14: Dr. Thomas Goppel

S. 15: Lamya Kaddor

S. 20: Prof. em. Dr. Leo Montada

S. 21: Katharina Klug, Prof. Dr. Dieter Frey,
Prof. em. Dr. Hans Maier,
Prof. Dr. Angela Poech

S. 22: Prof. Dr. Dieter Frey,
Prof. em. Dr. Hans Maier

S. 23: verschiedene Mitglieder
Ethica Rationalis e.V.

S. 24: Prof. Dr. Leo Strauss

S. 25: Prof. Dr. Eric Voegelin

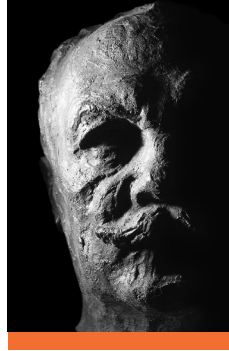
S. 26: Martti Ahtisaari © Harry Wad,
some rights reserved

S. 31: Dr. Frank Glaw

S. 34: Prof. Dr. Georg W. Kreutzberg

S. 49: Miklós Radnóti

Wir danken für die freundlichen Abdruck-
genehmigungen. In Ausnahmefällen konnten
Rechtsinhaber nicht eindeutig festgestellt
werden. Wir bitten gegebenenfalls um Nachricht.



A. Sommerfeld

